

Das gefälschte Urteil

Wenn Paul Steiger geahnt hätte, welche Strapazen, welche Leiden und welche Demütigungen er würde hinter sich bringen müssen, um endlich wieder in ein geordnetes Leben zu finden, er hätte jetzt nicht so fröhlich vor sich hingeesummt. Paul sah für sich bei der Mercato Pena Invest gute Karrierechancen, die er durch elektronische Vernetzung aller Filialen seiner Bank mit der Zentrale ausbauen wollte. Zu diesem Zweck hatte er an einem EDV-Symposium in Nizza teilgenommen und seitdem auch schon eine Idee, wie er die Buchhaltung der gesamten Bank effektiver machen könnte. Er, der Sohn eines kleinen Sparkassenfilialleiters in einer Kleinstadt am Südhang des Taunus.

Er konnte sich auch ausmalen, von welchen Kollegen die Einwände kommen würden. Und die Argumente! Lauter dummes Zeug engstirniger, kleinkariierter Buchhalterseelen, die ihren geistigen Kirschkern keine drei Meter weit zu spucken vermochten. Lauter Krümel von Leuten, die noch nie große Brötchen gebacken hatten.

Es war die Zeit, als man Großrechner noch wie Fabelwesen bestaunte. Geheimnisvolle Apparate, mit denen kaum jemand umzugehen verstand. Die Banken installierten zwar hin und wieder solche Zahlen speiende Ungetüme in ihren Zentralen, aber man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in erster Linie Prestigedenken die Triebfeder spannte. Der Alltagsnutzen für eine kleine Bankfiliale hielt sich in Grenzen. Zufriedene Gesichter von entlasteten Angestellten sah man seltener als die Männer, die wussten, wie so ein Ding repariert wird.

Normalerweise trat Paul seine Dienstreisen ins Ausland mit dem Flugzeug an. Dass er diesmal seinen klobigen Dienstwagen nahm, hatte zwei Gründe: Die Tagung fand vom 16. bis 20. August 1993 in Nizza statt und bei der Fahrt dorthin kam er über Lyon, wo er einst sein Auslandsjahr als Trainee absolviert und seine Frau kennengelernt hatte. Wenn sie zu viert ein paar Tage vorher losfuhren, konnte seine Alice und die Kinder die Schwiegereltern besuchen und er die alten Kollegen wieder sehen und sein Wagen würde ihm die nötige Bewegungsfreiheit verschaffen. In dem Sportwagen seiner Frau hätten nicht alle vier plus Gepäck Platz gefunden.

Noch auf der Fahrt von Nizza nach Bozen hielt ihn eine geradezu euphorische Stimmung gefangen. „Wenn an der Grenze kein Stau ist“, so überlegte er, „dann bin ich um drei oder vier in Bozen.“ Dort sollte er demnächst die Filiale übernehmen. Und jetzt wollte er sich erst mal in der Stadt umsehen. Danach, so war es vereinbart, würde er über Lyon zurückfahren, und Alice und die Kinder wieder einsammeln.

Schon vor Menton setzte Regen ein, der sich rasch zu einem wahren Wolkenbruch auswuchs. Paul Steiger fühlte sich trotzdem großartig. Er malte sich aus, wie er bei der Herbstversammlung als erfolgreicher Organisator dastehen würde. Und Aussicht auf den Posten des jüngsten Filialleiters hatte. So einer durfte sich schon gewisse Chancen ausrechnen, wenn der Posten des ausscheidenden Vorstandsmitgliedes Barrenstein in zwei Jahren zu be... Da! Hatte da nicht jemand gewinkt? Ein nasser Ärmel oder sonst etwas.

Paul gehörte nicht zu den Leuten, die achtlos an jemand vorüber fahren, der vielleicht der Hilfe bedarf. Es war für ihn völlig selbstverständlich, den Wagen anzuhalten und ein paar Meter zurückzustößen. Tatsächlich. Er hatte sich nicht getäuscht. Unter dem löchrigen Vordach einer ehemaligen Tankstelle hatte ein Anhalter Schutz gesucht und gewinkt. Für den einssechsundachtzig großen Deutschen war der Anhalter ein kleiner Mann. Hager, drahtig und nass.

Paul bat den Anhalter, seinen Rucksack in den Kofferraum zu legen, damit die Sitze keine Wasserflecken bekämen. Den Trenchcoat und den nassen Hut bat er auch, in den Kofferraum zu legen.

Paul sah den Fremden lange an, bevor er den Gang einlegte und wieder auf die Strasse zurückbog. Vielleicht waren die Bewegungen für sein Alter, Paul schätzte ihn auf etwas über dreißig, ein bisschen zu schlaksig. Dass er die Schultern weit nach vorn zog, konnte am Regen liegen. Wahrscheinlich fror er. „Frieren Sie?“, fragte Paul. Als ihn der Fremde verständnislos anschaute, wiederholte er die Frage auf Italienisch.

„Ja“, antwortete der Anhalter und nickte eifrig. „Es kommen nur wenige Autos hier vorbei. Ich musste lange warten.“

Der deutlich hervortretende Adamsapfel hüpfte beim Sprechen so stark auf und nieder, wie es Paul noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte.

„Ich fahre bei Saint Ludovic über die Grenze und gehe dann auf die Autobahn“, sagte Paul und fragte: „Wo darf ich Sie absetzen?“

„Bordighera“, sagte der Fremde. „In der Via del Colle wohnt meine Schwester.“ Paul fiel auf, dass der Mann das V auf eine eigenartig pfeifende Weise aussprach. Im Lichtschein eines entgegenkommenden Fahrzeuges hatte er den Fremden angeschaut und er war für einen Moment erschrocken. Die Augen des Mannes verrieten nichts Gutes. Ein stechender Blick, der vielleicht keine Bedeutung hatte, ließ in Paul den Wunsch aufkommen, den Anhalter so schnell wie möglich wieder loszuwerden.

„Von Beruf bin ich Fischer“, nahm der Fremde den Faden nach einer Weile auf. „Aber das Gewerbe wirft nicht mehr viel ab. Alles überfischt.“

Die Unterhaltung schief ein. Paul verlor das Interesse an dem Südländer, und auch der schien mehr und mehr eigenen Gedanken nachzuhängen. Man verstand sich nicht besonders. An der Sprache lag es nicht. Paul hatte seinerzeit als Trainee recht gut Französisch gelernt. Er sprach es nahezu fließend, was ihm angesichts seiner blonden Haare und blauen Augen oft Verwunderung einbrachte. Und weil demnächst Bozen auf dem Programm stand, hatte er auch tüchtig Italienisch gelernt. Denn es macht sich nicht gut, wenn man als Filialleiter einer Bank Probleme mit der Landessprache hat.

An der kleinen Grenzstation herrschte wenig Betrieb. Auf der französischen Seite wurden sie durchgewinkt, auf der italienischen standen nur drei Autos vor ihnen. „Auch wenn die an so einer unbedeutenden Grenzstation nicht sonderlich flott abfertigen“, überlegte Paul, wird es kaum mehr als drei Minuten dauern. Ich bring’ den jungen Mann jetzt rasch in sein Dorf, und dann seh’ ich zu, dass ich auf die Autobahn komme. In drei oder vier Stunden kann ich in Bozen sein.“

Die drei Autos wurden tatsächlich relativ rasch abgefertigt, und dann fuhr Paul vor bis zum Grenzbeamten. Er wollte eigentlich bis unter das nicht sonderlich ausladende Vordach fahren, damit der Zollbeamte nicht in den Regen musste, aber der ging ein paar Schritte auf Pauls Wagen zu, so dass Paul seinen Wagen anhalten musste. Paul wollte gerade sein Fenster herunterlassen, da öffnete der Anhalter plötzlich die Beifahrertür und rannte davon. Richtung zurück nach Frankreich.

Paul wusste nicht, was er davon halten sollte. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, die offen stehende Beifahrertür von seinem Platz aus zu erreichen, dann hätte er sie geschlossen, danach erst einmal die Formalitäten hinter sich gebracht und anschließend den Wagen geparkt und auf den Anhalter gewartet. So aber wirkte er ein wenig hilflos, als der Zollbeamte zu ihm herkam, an sein Wagenfenster trat und den Pass zu sehen wünschte. Mit einem Blick auf die geöffnete Beifahrertür wies er Paul an, rechts heraus auf den Parkplatz vor dem Zollgebäude

dem unzeitgemäßen Modell lag oder an der unzureichenden Ausbildung im Umgang mit dem Schreibgerät, vermochte Paul nicht zu beurteilen, jedenfalls klapperte der Mann die Daten aus Pauls Pass in die Tasten, dass man nur geneigt sein konnte, ihm eine Sekretärin zu wünschen. Mehr als drei Buchstaben schien er sich nicht merken zu können. Dafür befließigte er sich aber allergrößter Gewissenhaftigkeit.

„Wo ist das Ziel Ihrer Reise?“ Die Passage klang wie aus einem Formular abgelesen.

„Kronberg“, sagte Paul, wobei er sich Mühe gab, höflich zu bleiben.

„Ist das Ihre Heimatstadt?“

„Ja“, sagte Paul. „So steht es auch im Pass.“

Ein Blick wies den Reisenden zurecht. Die buschigen Augenbrauen des Zöllners ließen keinerlei Zweifel daran, mit welcher Würde das hohe Haus behandelt zu werden wünschte.

„Wo kommen Sie heute her?“

„Der Staat scheint es aber besonders genau wissen zu wollen“, dachte Paul mit aufsteigendem Zorn und antwortete betont zuvorkommend: „Aus Nizza. Ich war dort auf einer Tagung und befinde mich zur Zeit auf der Heimreise.“ Paul empfand die Befragung in zunehmendem Maße als Verhör. Mit wachsendem Grimm konstatierte er, dass er es mal wieder mit einem erstklassigen Beamten zu tun hatte. „Die Borniertheitsprüfung muss der mit Auszeichnung bestanden haben“, knurrte er in sich hinein.

„Sie sind Deutscher?“, wurde das Verhör fortgesetzt. „Wieso sprechen Sie Französisch?“ Das wunderte Paul jetzt aber doch, denn das Französisch des Zöllners klang recht pennälerhaft. Viel mehr als das, was man am Zoll brauchte, schien der nicht drauf zu haben.

„Das schlägt doch jetzt dem Fass den Boden aus!“, hätte Paul am liebsten geantwortet. Infolge guter Erziehung faltete er jedoch seinen Unwillen fein säuberlich zusammen und antwortete mit so wenig Sarkasmus in der Stimme, wie es ihm nur irgend möglich war: „Ich habe früher einmal in Frankreich gearbeitet.“

„Als was?“, setzte der Zöllner sofort nach. „Als Trainee bei einer Bank.“

Ohne anzuklopfen stand plötzlich ein zweiter Uniformierter in der Tür. Er flüsterte kurz mit dem Dicken und dann wurde Paul aufgefordert, mit nach draußen zu kommen. Vier Uniformierte hatten sich am Heck seines Wagens postiert, weit mehr als zur regulären Besatzung der kleinen Grenzstation gehören konnten. Sie mussten also herbeigeholt worden sein. Außerdem hatten sie einen Hund mitgebracht. Einen weitgehend nach Schäferhund aussehenden Bastard. Er schnüffelte jaulend am Kofferraum von Pauls Wagen. Der Beamte mit den poliertesten Messingknöpfen sagte etwas zu einem der anderen und dieser forderte Paul auf, den Kofferraum zu öffnen. Paul tat, wie ihm geheißen. Der Hund stürzte sich, ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde zu zögern, auf den Rucksack und begann laut zu kläffen.

Paul wusste nicht, was er davon halten sollte, fühlte sich aber keineswegs mehr wohl in seiner Haut. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Die unangenehmsten davon versuchte er zu verscheuchen. Aber es gelang nicht. Er suchte einen Halt. Die Aufforderung, den Rucksack ins Gebäude zu tragen, beantwortete er mit einem energischen Kopfschütteln.

Dann ordnete der Zöllner, dessen hochgradig polierten Messingknöpfe sowie seine stramme Haltung bei vollschlanker Figur und die etwas keck auf dem massiven Kopf sitzende Dienstmütze auf einen höheren Dienstgrad hinwiesen, an, dass Paul die Sachen, die ihm angeblich nicht gehörten, in die Dienststelle befördern soll. Das zu tun aber lehnte Paul entschieden ab. „Ich kann doch nicht fremde Sachen einfach so herumtragen“, weigerte er sich. „Weil mir diese Sachen nicht gehören“, beharrte er auf seinem Standpunkt. „fühle ich

mich auch nicht für den Rucksack, den Hut und den Mantel zuständig.“ Ein stämmiger Uniformierter, der so grob zugehauen aussah, dass man ihm die Tatkraft des Untergebenen spontan zu glauben bereit war, griff nach dem Rucksack. Da aber stürzte der Rothaarige herbei, fasste den Rucksack bei den Tragriemen und trug ihn ins Gebäude. Dem Stämmigen blieben nur Hut und Mantel. Zwei Minuten später bevölkerten außer Paul noch sechs weitere Personen den Raum des Zollgebäudes, in dem zuvor seine Personalien aufgenommen worden waren. Im Abstand weniger Sekunden schielte Paul durch die großen, etwas angestaubten Fensterscheiben. Er hoffte inständig, den Fremden draußen auf der Grenzstation auftauchen zu sehen – obwohl ihm das in zunehmendem Maße unwahrscheinlich zu werden schien. Ob er versuchen sollte, zu fliehen?

Die Öffnung des Rucksackes wirkte auf Paul wie eine Zeremonie. Man hob eine große Anzahl von Plastiktüten heraus, die allesamt ein weißes Pulver enthielten. Paul glaubte, vor seinen Augen Sterne tanzen zu sehen. Er setzte sich auf einen Stuhl und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, denn es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich zusammenzureimen, was der Rucksack enthielt. Paul hatte begriffen, dass er in der Klemme saß. „Dich haben sie und einen Rucksack voll Rauschgift“, dachte er. „Wie willst du jemals beweisen, dass du damit nichts zu tun hast? Für so einen Fang gibt’s Achselklappen, und ein Beamter, der Skrupel vor die Möglichkeit einer Beförderung setzt, der kommt bestenfalls ausgestopft ins Museum, aber nicht auf eine Zollstation an der Côte d’Azur.“

Drei Uniformierte nahmen Paul in die Mitte und brachten ihn in ein Nebenzimmer. Der Anblick grau lackierter Stahlschränke, eines Resopalschreibtisches in etwas hellerem Grau, eines olivgrünen Drehstuhles und zweier orangefarbener Plastikstühle sowie des vergitterten Fensters gruben sich unauslöschlich in sein Gedächtnis. Dass das Fenster eine Gardine besaß, erschien Paul irgendwie unpassend. Der Beamte mit den polierten Messingknöpfen trug auch hier seine Dienstmütze. Offenbar signalisierte ein Hoheitszeichen an der Mütze, dass er hier das Sagen hatte. Er entnahm seiner Aktentasche ein Bündel Formulare und nahm dann hinter dem Schreibtisch Platz. Die beiden anderen stellten sich in der Nähe der Tür auf. Dann wurde Paul mit Fragen bombardiert.

„Wo haben Sie das Rauschgift her?“

„Was ist der gegenwärtige Schwarzmarktpreis?“

„Handelt es sich um Kokain oder Heroin?“

Die Liste der Fragen, die Paul teilweise so blödsinnig vorkamen, dass selbst ein professioneller Rauschgift Händler nicht wahrheitsgemäß darauf hätte antworten können, nahm fast kein Ende. Paul hörte nach einiger Zeit gar nicht mehr hin. Er weigerte sich ganz einfach, irgendwelche Fragen zu beantworten und bestand darauf, mit der Sache nichts zu tun zu haben. Außerdem erklärte er sich nur noch dann zur Beantwortung von Fragen bereit, wenn ihm ein Anwalt beratend zur Seite stünde.

Um halb elf Uhr in der Nacht schnappten die Handschellen zu, und obwohl er seit Stunden mit einer förmlichen Verhaftung gerechnet hatte, fühlte Paul zum ersten Mal in seinem Leben Panik in sich aufsteigen. Rasende, die Sinne verwirrende Panik, gepaart mit ohnmächtiger Wut. Sein ovales Gesicht strahlte nicht mehr so viel Freundlichkeit aus wie bisher. Auch das Geräusch sich schließender Handschellen grub sich für alle Zeit in sein Gedächtnis.

Paul war sich ziemlich sicher, dass sich Untersuchungshaft und Gericht, das ihn so kaltschnäuzig und ohne echte Verteidigungsmöglichkeit zu fünfzehn Jahren Haft verdonnert hatte, in Hörweite des Hafens von Genua befand. Es mochte etwa Mitte Februar sein, als man ihn am Morgen nach der Urteilsverkündung anwies, seine Habseligkeiten zu packen und sich auf eine baldige Abfahrt einzustellen. Kaum hatte er seine Siebensachen in den Beutel gesteckt, den man ihm vor die Füße geworfen hatte, da riss ein ungehobelter Kerl, vermutlich einer der Ganoventransportbeamten, die Tür auf und brüllte, dass er vorausgehen solle. Am Ende des Flurs kletterte er eine Treppe hinunter. Es war aber nicht die Treppe, die er immer hatte benutzen müssen, um in den Gerichtssaal zu gelangen. Hier wirkte der Bau noch schäbiger. Ehemals weiße Wände hatte der Schimmel grau gefärbt. Am Ende der Treppe schloss der Wärter wieder eine stark gesicherte Tür auf, stieß Paul – offenbar als einen besonders verachtenswürdigen Gefangenen – hinaus auf die Ladefläche eines Gefangenentransporters und schloss die Tür des Fahrzeugs ab. Es war noch rabenfinstere Nacht. In dem Verbrecherbus saßen schon zwei Männer, ähnlich gekleidet wie er. Sie hoben nur kurz die Köpfe und starrten dann weiter vor sich hin. Ob die wussten, was ihnen bevorstand? Paul wusste es nicht. Polizia Penitenziaria hatte er auf dem ungepflegten, schmuddeligen Wagen flüchtig lesen können.

Der Ganoventransporter fuhr nicht weit. Nur ein paar Straßen und viele Kurven weiter hielt er vor einem martialisch aussehenden, nicht sonderlich großen Schiff. Man konnte bei dem trüben Wetter nicht viel erkennen. Auch da las Paul am Heck Polizia Penitenziaria. „Nun ja“, dachte Paul, „in einem Land, wo es besonders viele Verbrecher gibt, haben sie auch besonders viele Transportgelegenheiten für ihre Klientel. Ist ja naheliegend.“ Die Gefangenen wurden auf die übliche, proletenhafte Art aus dem Gefangenentransporter hinaus und in das Boot hinein komplimentiert. Die Bänke waren hart. Blankes Holz. Der Baum, der für die Anfertigung der Bänke zersägt worden war, musste schon vor sehr langer Zeit gefällt worden sein. In dem Boot saßen schon zwei weitere Männer in Sträflingskleidung. Auch die zeigten wenig Interesse an den Neuankömmlingen. Wozu auch?

Das Boot fuhr sofort los. Hinter der Hafenausfahrt verstärkte sich das Bollern der Motoren bis fast an die Schmerzgrenze. Da war eine Unterhaltung sowieso nicht möglich. Weil der Raum keine Fenster besaß, nur weit oben angebrachte, kleine Luftlöcher, durch die es ziemlich stark zog, wusste man auch nicht, wo die Reise hinging. Die Herren hatte man vorsichtshalber an ihre Sitze gekettet.

Stundenlang knallte das bollernde Schiff auf die Wellenkämme. Hart wie Zedernholz. Man hätte sich Bandscheibenvorfälle holen können, aber das interessierte keinen der Vollzugsbeamten. Die lümmelten sich vermutlich in weicheren Sitzgelegenheiten. Zu essen gab's nichts und zu trinken auch nicht. Wozu auch. Waren doch alles Verbrecher. Denen geschieht das ganz recht.

Als das Boot endlich in einem Hafen anlegte, begann es schon wieder dämmrig zu werden. Die anderen vier Gefangenen wurden von ihren Ketten befreit und hinausgeführt. Paul blieb alleine zurück.

Nach einiger Zeit brachte man Paul einen Aluminiumnapf mit Brei, der widerlich schmeckte, und ein großes Glas Wasser. Dann erlaubte man ihm, die Schiffstoilette zu benutzen und danach sperrte man ihn wieder in dem Raum ein. Jedoch ohne Fesseln.

Die Nacht verbrachte er am Boden schlafend – mit vielen ungewollten Unterbrechungen. Die Anstaltskleidung schützte weder vor dem harten Holz des Fußbodens noch vor der zugigen Kälte.

Am Morgen genehmigten sie ihm wieder einen Toilettengang und stellten ihm einen Napf mit ungenießbarem Brei hin. Wasser gab's nicht, dafür aber wieder eine Kette. Diesmal um das linke Bein.

Am Morgen fuhr man erst eine Weile nach dem Hellwerden los; es war gerade erst dunkel geworden, als das Boot in einem winzigen Hafen anlegte. Paul hatte nicht die geringste Ahnung, wo er sich befand. Es schien sich um eine Insel zu handeln, denn über großen Landflächen strahlen die Sterne weniger prächtig als auf See oder kleinen Inseln.

Zuerst kam Paul in das Hochsicherheitsgefängnis im Dorf über dem kleinen Hafen. Dort saß er in einer Einzelzelle und hatte keine Beschäftigung. Bei Sonnenaufgang aufstehen, weil Strom auf der Insel mit mühsam funktionsfähig gehaltenen Dieselaggregaten erzeugt wird, also relativ teuer ist, nach einer Katzenwäsche nicht sonderlich begehrenswertes Frühstück, anschließend stundenlanges Vor-sich-hin-Dösen, um die Mittagszeit nicht sonderlich schmackhaftes Mittagessen, danach Rundgang im Hof, wobei er sich mit den anderen Gefangenen kaum unterhalten konnte, denn die meisten sprachen italienische Dialekte, die er nicht verstand, dann wieder Dösen und jeweils vor dem Dunkelwerden eine Zumutung, die sich Abendbrot nannte, in sich hineinwürgen. Viereinhalb Jahre lang. Zum Glück war das Gefängnis ein sehr alter Bau mit größeren Zellen als in der Untersuchungshaft. Zehn Schritte von der Tür bis zum Fenster, zehn Schritte vom Fenster bis zur Tür. Paul galt als renitent, weil er seine Verbrechen nicht zugab. Wie oft hat er über Fluchtmöglichkeiten nachgedacht? Wie oft hat er dieses Volk mit seiner Verbrechermentalität verdammt? Wie oft hat er sich zum Durchhalten ermahnt, denn dieser Irrsinn konnte doch nicht ewig so weitergehen. „Was ist mit meiner Familie?“, dachte er immer wieder. Was mit seinem beruflichen Fortkommen? Das konnte er sich sowieso abschminken, denn: „Wer lässt einen hoffnungsvollen jungen Bankier Karriere machen, der so bescheuert ist, in einem Land südlich der Alpen einen Anhalter mitzunehmen?“

Leseprobe 3 (Seite 59 - 70)

Wiedergefunden

Das Salz brannte in den Augen. Salz, mit dem sie eine grobe See bei der Überfahrt vom Festland hierher reichlich versehen hatte. In den feinen Tröpfchen aufsprühender Gischt. Bei sechs, später sieben Windstärken Südsüdwest, gegen die sie mit ihrer gecharterten Segelyacht, aller Vernunft zum Trotz, endlose Stunden lang hatten anknüpfeln müssen. Der Libeccio, ein relativ warmer Wind aus der Sahara, sei im Abflauen, hatte der fürs Wetter Zuständige orakelt. Er wusste aber nicht, wie lange der Libeccio dafür brauchen würde.

Eigentlich wäre es vernünftiger gewesen, beim Auffrischen des Windes einen Hafen anzulaufen und sich in einer urigen, mediterranen, Knoblauch- und Rotweinduft verströmenden Kneipe bedienen zu lassen, wenn es denn schon nicht ohne gemütliches Beisammensein ging. Aber die Crew bestand darauf, dass diese Insel angelaufen würde. Wegen des Einsiedlers. Von dem Einsiedler war im Segelklub immer wieder mal die Rede. Wie die Insel hieß, wusste zwar keiner; Frank, der Navigator der Crew, hatte die Koordinaten jedoch im Gepäck. In der Seekarte war da zwar nur ein namenloser Fleck, und genau da mussten sie hin. Weil die Crew das wollte. Sven nicht.

Der groß gewachsene, schlanke, dunkelblonde Sven mit dem etwas spitzbübischen Gesichtsausdruck war vor Jahren mal mit Paul weiter südlich auf einer winzigen Insel gewesen, wo ein angeblicher Einsiedler ordinäre Scherze dem Essen und dem Wein hinzufügte, um höhere Preise verlangen zu können. Seitdem mied Sven die Eremiten.

Die Mannschaften zweier anderer Yachten trieb es auch zur Einsiedler-Insel. „Wer weiß, wie lange das noch ein Geheimitipp ist?“, wurde argumentiert, und Sven, der Skipper, fluchte weidlich über die immer mehr um sich greifende Demokratie beim Fahrtensegeln, die es heutzutage dem Skipper immer schwerer macht, seine Reiseroute selbst zu bestimmen. Nach seemännischen Gesichtspunkten versteht sich.

„Mehrheitsbeschluss!“, hatte er gegrölt und den Kurs auf die Île de Louvan abgesteckt, wie sich die Verschmutzung auf der Seekarte nannte. Keine Ahnung, ob das Hindernis im Meer so hieß oder ob man ihm überhaupt einen Namen gegeben hatte.

„Der Einsiedler soll phantastisch kochen können“, war das Argument, mit dem man den Skipper zu ködern versuchte, und: „Er soll einen hervorragenden Wein haben.“ Dann fügte noch wer hinzu: „Jeden Abend soll eine bombige Stimmung herrschen. Bei Kerzen und Petroleumlampen.“

Svens Zorn war noch keineswegs verraucht, als er vorhin die Logbucheintragungen schloss. Die Yacht dümpelte etwas widerspenstig in der Dünung der weitgehend windgeschützten Bucht. Sicherheitshalber überprüfte er aber noch einmal mittels Deckspeilung, ob die Mooring, eine am Grund befestigte Leine, die von einer Boje an der Wasseroberfläche gehalten wurde, das Schiff auch wirklich auf der Stelle hielt, schloss dann alle Luken und schaltete die Decksbeleuchtung dreimal an und wieder aus, zum Zeichen, dass ihn jemand mit dem Schlauchboot von Bord holen sollte.

Während des Wartens versuchte Sven, ein Bild von den Verhältnissen zu gewinnen. Die Bezeichnung „Einsiedler“ traf den Sachverhalt wahrscheinlich nur unvollkommen. Es schien sich vielmehr um einen geschäftstüchtigen Kneipenwirt zu handeln, der es verstand, die Werbetrommel für seine windschiefe Bude so geschickt zu rühren, dass sie für professionelle Insider zum Geheimitipp wurde. Ein absolutes Muss für jeden Fahrtensegler, der auf sich hält. Das jedenfalls war Svens Meinung über den „Einsiedler“. Von Anfang an. Seit der vor zwei oder drei Jahren in den Segelvereinen von sich reden gemacht hatte.

Sven musste zugeben, der Platz war gut gewählt. Eine wundervolle, einsame Insel mit schroffer Steilküste zum offenen Meer hin und einer sanft geschwungenen Bucht, deren fast weißer Strand zwischen zwei großen Felsen guten Schutz vor Wind und Wellen bot. Ideal für eine umsatzträchtige Einsiedelei. Jedenfalls, wenn man davon absieht, dass der Strand nicht von feinem Sand gebildet wurde, sondern von einer dünnen Schicht recht grobem, gelbweißem Kies über schrundigen, flachen Felsen mit vielen Rissen. Der Einsiedler hatte Vorsorge getroffen für Boote, die keinen Ankergrund fanden.

Das Geschäft schien zu florieren. Zumindest, wenn man dem Lärm nach urteilte, der zuweilen herüberschwappte. Als wenn sich eine Horde von Rabauken vorgenommen hätte, mal so richtig auf den Putz zu hauen.

Normalerweise passte auf keinen der Mitsegler das Wort „Rabauke“. Es waren allesamt honorarige Bürger, Angestellte hauptsächlich, die sich in ihrer Freizeit mit dem harten Geschäft des Hochseesegelns befassten, um Dampf abzulassen, neue Kräfte zu tanken und sich auch mal, besonders im Anschluss an eine stürmische Überfahrt, gehen zu lassen. Nach mehreren Stunden schwerer See ist man schon ein wenig aufgedreht. Insofern lässt sich das Verhalten der Leute durchaus noch als angemessen bezeichnen.

Das vereinbarte Signal war beobachtet worden, obwohl die Dämmerung gerade erst begonnen hatte. Keine zehn Minuten später saß Sven bei den anderen auf einer Bank ohne Rückenlehne. Unter einem Lampion, das von dem immer noch recht böigen Wind heftig gezaust wurde. Am Ende eines roh gezimmerten Biergartentisches. Ein Schilfdach auf wackeligen, spindeldürren

Bohnenstangen verwandelte den grob betonierten Vorplatz der Hütte in eine Veranda. Der „Einsiedler“ schien nicht allzu viel in sein Etablissement investiert zu haben. Wozu auch? Die Leute kamen, lärmten und zahlten.

Svens Frage nach der Speisekarte wurde mit brüllendem Gelächter quittiert. Offenbar taugte er nicht zum Insider.

„Zu essen gibt's Spaghetti mit Tomaten und gegrillten Sardinen und bei den Getränken hast du die Auswahl zwischen Weiß und Rot!“, klärte ihn sein Gegenüber Michael auf, der Spaßvogel der Crew. Komischerweise gibt es auf jedem Sportschiff so einen Witzbold. „Rosé musst du dir selber mischen.“ Als Sven seinem Unmut über eine derartige Primitivität Luft machen wollte und sich dabei umsah, fiel sein Blick auf Paul. Er kam geradewegs auf das Tischende zu, um zwei Teller nicht besonders appetitlich aussehenden Essens und zwei Karaffen Wein zu bringen. Eine Rot, eine Weiß.

Sven erkannte Paul sofort wieder. Trotz des Vollbartes, der Sonnenbrille und der angegrauten Schläfen. Die elegant lässige, aber doch zielstrebige Art, wie er sich auf den Tisch zu bewegte, ließ Sven sofort an Paul denken, seinen Schulfreund und Studienkollegen aus früheren Tagen. Mit solcher Selbstverständlichkeit würde kaum ein anderer unter diesen Verhältnissen auftreten.

In der Schule galten Paul und Sven als unzertrennlich und sie unternahmen auch während des Studiums noch vieles gemeinsam. Tennis, Skilaufen, Segeln und dergleichen. Dabei werden einem die Bewegungen des anderen vertraut. Eine Täuschung ist kaum möglich, auch wenn man sich viele Jahre nicht gesehen hat. Als er dann die Neuankömmlinge als seine neuen Gäste begrüßte, war Sven völlig sicher. Diese Stimme hatte nur Paul. Sein Schulfreund.

Beide waren in einem kleinen Städtchen am Südhang des Taunus zur Schule gegangen. Die Eltern wohnten dort. Pauls Vater leitete eine Sparkassenfiliale, Svens Vater verdiente sein Geld als Oberarzt in der örtlichen Klinik. Beide fuhren als Skipper Ausbildungstörns für ihren Frankfurter Segelklub in den Gewässern zwischen Frankreich und Italien. Nach dem Betriebswirtschaftsstudium studierte Paul noch Wirtschaftsmathematik und Sven Volkswirtschaft. Nur die Banken, in denen sie nach dem Studium anheuerten, die waren Konkurrenten. Aber der Freundschaft tat das keinen Abbruch.

Nach Pauls Heirat sahen sich die beiden seltener. Pauls Frau Alice, eine Französin aus Lyon, war Sven nicht sonderlich sympathisch. Und am Ende des Studiums trennten sich beider Wege zwangsläufig. Sven verschlug das Schicksal zunächst nach Hamburg und später in die Vereinigten Staaten von Amerika, während Paul nach wechselvollem Berufsleben die Leitung einer großen Bankfiliale in Südtirol übernehmen sollte. Schließlich traf man sich nur noch gelegentlich. Zwei- oder dreimal im Jahr. Höchstens. Bis zu Pauls plötzlichem Verschwinden. Paul auf einer einsamen Insel und unter diesen Umständen wieder zu treffen, lag bis vor einer Minute völlig außerhalb von Svens Vorstellungskraft. Auf einem windzerzausten Felsen im Meer. Einem winzigen Eiland vor der Küste Südkorsikas. Beim Anblick Pauls begann Sven unwillkürlich zu blinzeln.

Paul stutzte nur kurz, als er Svens Bestellung aufnahm. Allenfalls den Bruchteil eines Wimpernschlags. Dann hatte er sich wieder gefangen und servierte mit der Grandezza eines Oberkellners vom Walldorf Astoria. Die derben Späße seiner Gäste schienen ihn nicht zu stören. Wie auch? In seinem geflickten Hemd, den ausgefransten Jeans und den unendlich zerfledderten Jesuslatschen konnte er seine Gäste kaum bitten, sich einer niveauvolleren Unterhaltung zu befleißigen. Das wäre nicht verstanden worden. Außerdem zog er sich, wie Sven bald festzustellen Gelegenheit hatte, auf ein diplomatisches: „Ich nix verstehn!“ zurück. Früher hätte er so einen rüpelhaften Haufen innerhalb weniger Minuten zur Räson gebracht.

Einen Moment lang war Sven versucht, aufzuspringen und ihn anzusprechen. Dann besann er sich jedoch eines Besseren. Paul hatte ihn erkannt. Dessen war er sich völlig sicher. Und er hatte sich dafür entschieden, sich nicht zu erkennen zu geben. Einen anderen hätte Sven am Kragen gepackt und auf eine Erklärung gepocht. Aber nicht bei Paul. „Paul tat nichts ohne Grund. Wenn er die Sache mit Stillschweigen übergehen wollte, dann war das entweder für ihn oder für mich besser so“, überlegte er, denn er betrachtete Paul Steiger immer noch als seinen besten Freund, einen Freund, dessen Entscheidungen er zu respektieren hatte, so wie auch Paul stets Svens Entscheidungen respektiert hatte.

Sven gestand sich jedoch ein: „Ich muss zugeben, dass mir nicht nur tausend Gedanken und Erinnerungen durch den Kopf schießen, mich plagte auch ein gerüttelt Maß an Neugier. Wie kam Paul hierher? Was war seit damals geschehen? Wie waren seine Lebensumstände jetzt? Was veranlasste ihn, hier den vertrottelten Einsiedler zu spielen? Wieso hatte man ihn seinerzeit für tot erklärt?“

Pauls Aufstieg begann sozusagen aus dem Nichts heraus. Sein Vater war Leiter einer Sparkassenfiliale gewesen, der sich durch nichts anderes als hundertprozentige Verlässlichkeit auszeichnete. Auf der Kreissparkasse eines Städtchens im südlichen Taunus. Auch Paul hatte sich zielstrebig und zäh nach oben gearbeitet. Eine Portion Glück war natürlich auch dagewesen. Das meiste verdankte er seinem Fleiß – und der Gabe, die Dinge so zu sehen, wie sie sind.

Zuletzt besaß Paul für sich und seine Familie eine Villa im Taunus, die dem Hauptfilialleiter einer deutschen Großbank wohl zu Gesicht gestanden hätte. Immerhin befand er sich auf dem Weg dorthin. Er nannte seine Villa aber immer nur sein Haus. Behausung und Anwesen ließen keine Wünsche offen. Paul und Sven nahmen im Sommer, sofern es sich irgendwie einrichten ließ, auch mal an der einen oder anderen Regatta teil.

Natürlich hat damals auch Sven versucht, hinter das Geheimnis seines Verschwindens zu kommen. Es gelang ihm aber nicht. Als Sven erfuhr, dass Paul für tot erklärt worden war, arbeitete er gerade an einem Projekt in den USA, einer wichtigen Terminalsache, und als er später, während seines Deutschland-Urlaubes Nachforschungen anzustellen versuchte, stieß er auf eine Mauer des Schweigens. Es war so, als hätte es Paul nie gegeben.

„Ich habe danach noch mehrfach an seine Frau geschrieben“, erinnerte sich Sven, „aber die Antworten waren alles andere als befriedigend. Kurz angebunden. Dann wurden meine Briefe an Alice auch nicht mehr beantwortet. Pauls Eltern waren gestorben und andere, nahe Verwandte hatte er nicht. Somit hatte ich keinen Ansprechpartner mehr. Natürlich habe ich mich auch an andere Klassenkameraden und Studienkollegen gewandt. Aber es wusste keiner etwas Genaues. So verlor ich Paul aus den Augen.“

Svens Bestellung ließ auf sich warten. Auch die anderen Gäste verlangten mit anschwellendem Murren Nachschub. Da wird doch nicht am Ende ... ? Nein. Eine Viertelstunde nach Svens Erscheinen trat Paul mit einem Tragegestell voller Flaschen auf die Schankterrasse und begann, die Meute zu versorgen. Routiniert öffnete er eine Flasche nach der anderen und stellte sie auf den Tisch. Die letzte entkorkte er unmittelbar vor Svens Platz. Dabei ließ er, wie aus Versehen, den Korken fallen. Beim Aufheben steckte er Sven einen Zettel in die Tasche, grinste kurz und verschwand in seiner Hütte.

Sven bat einen seiner Mitsegler um eine Taschenlampe und verzog sich damit alsbald ins Gebüsch. Auf dem Zettel stand in der Handschrift, die er noch sehr gut kannte: „Deine Leute werden sich in etwa einer Stunde widerstandslos in die Kojen bringen lassen. Ich hol dich dann auf deiner Yacht ab.“

Sven hätte schreien können. Jubeln! Gleich hinrennen. Aber Paul wollte ihn offenbar ohne Zeugen und ohne mögliche Störung sprechen. Also wartete er.

Das Essen rührte Sven kaum an, obwohl er es überraschend gut fand und von dem Wein, der in der Tat ebenfalls einem ordentlichen Gasthaus zur Ehre gereicht hätte, nippte er nur ein wenig. Seine Mitsegler und auch die Crews der anderen Schiffe langten dafür um so kräftiger hin. Es wurde von Minute zu Minute lauter an den Tischen. Einige trollten sich kurz nach zehnj; sie begannen zu lallen. So bedurfte es keiner großen Überredungskünste, um die Tafel aufzuheben und den Zechern Gelegenheit zu geben, ihre Räusche von dem – wie Sven vermutete – mit Höherprozentigem aufgebesserten Wein auszuschlafen.

Halb elf ist es aber dann doch geworden, bis sich endlich alle in ihre Kojen rollten. Sven blieb an Deck seiner Yacht, denn er wollte keinen seiner Mitsegler aufwecken, wenn Paul ihn im Schlauchboot abholte. Mit einer Portion gemischter Gefühle im Bauch, kletterte Sven den schmalen Pfad zur Schenke des Einsiedlers hinauf, nachdem Paul das Schlauchboot vertäut hatte.

Sie setzen sich in die Hütte, die praktisch nur aus der Küche bestand. Sven hatte noch kaum den Fuß über die roh gezimmerte Schwelle gesetzt, als ihn Paul ins Innere zerzt und nach Leibeskräften umarmte. Paul ist ausgelassen wie ein kleines Kind, und auch Sven fühlt, wie sich allmählich ein Kloß in der Kehle auflöst. Minutenlang wird nicht gesprochen. Kein einziges Wort. Paul und Sven halten einander abwechselnd auf Armeslänge Abstand und in Umarmung. Jeder ist nach Kräften bemüht, seiner Gefühle Herr zu werden.

„Ich denke, wir werden einander viel zu erzählen haben“, sagte Paul nach einer Weile. Nun, das hatten sie weiß Gott.

Leseprobe 4 (Seite 77 – 85, 90 – 95)

Ein Hauch von Wiedergutmachung

Paul haderte täglich mit seinem Schicksal und lief dabei stundenlang auf und ab. So las es Sven jedenfalls in der Kladde, die Paul ihm mitgegeben hatte. Dann änderte sich die Situation plötzlich von einem Tag auf den anderen. Das Gefängnis wurde geschlossen. Die Hintergründe erfuhr Paul erst später. Irgendwer Zuständiges hatte beschlossen, dass auch hier dem Beispiel auf einer nördlicheren Gefangeneninsel gefolgt werden sollte, weil man dort mit einer neuen Methode große Erfolge erzielt hatte. Durch sogenannten offenen Strafvollzug war, einer neuen Philosophie folgend, erreicht worden, dass die Rückfallquoten der dort Inhaftierten deutlich zurückgingen. Man schloss die Häftlinge nicht mehr in Zellen, sondern ließ sie in freundlicheren Verhältnissen leben und vor allem eigenverantwortlich arbeiten. In der Landwirtschaft, im Weinbau und später sogar im Tourismus auf der Insel.

Die meisten Gefangenen auf der südlichen Gefangeneninsel wurden auf die nördliche verlegt, um dort zu besseren Menschen erzogen zu werden. Nur etwa zwei Dutzend Häftlinge blieben im Süden, nämlich solche, die bald entlassen würden, die besonders schweren Fälle und die Renitenten. Dazu zählte Paul, weil er ums Verrecken nicht bereit war, seine Schuld einzugestehen.

Die zurückgebliebenen Strafgefangenen brachte man in zwei wesentlich wohnlicheren Gebäuden unter und gestattete ihnen, Gemüse anzubauen und später auch Ziegen und Schweine zu halten. Ihre Mahlzeiten durften sie aus dem selbst Erwirtschafteten zubereiten. Da sich unter den Zurückgebliebenen auch zwei Köche befanden, nahm der um gut zwölf Kilo abgemagerte Häftling Paul Steiger wieder ein wenig zu. Das Essen schmeckte ihm wieder.

Paul wohnte zusammen mit einem Italiener in einem Zweibettzimmer. Zum Glück sprach der Zellengenosse ein leidlich verständliches Italienisch. Guido Soporta hatte er sich vorgestellt und gleich dazugesagt, dass er den ihm zur Last gelegten Mord nicht begangen habe. Er sei überhaupt kein Verbrecher, weshalb ihn die Wärter immer mit Misstrauen behandelten.

Paul erklärte seinem neuen Zimmerkollegen, dass auch er unschuldig verurteilt worden sei und nun seit fast fünf Jahren nicht mehr die Gesetze seines Handelns bestimme, sondern irgendeine anonyme Bürokratie. Seit fast fünf Jahren eile er nicht mehr von Erfolg zu Erfolg, wie zu den Zeiten, als er noch ein angesehener Bankier war. Die Wochen der Untersuchungshaft hätten ihn in ein zähnefletschendes, mit dem Schicksal haderndes Raubtier verwandelt, das täglich Dutzende von Kilometern in seinem Käfig auf- und abgeschritten sei. Fünf Schritte zum Fenster, fünf Schritte zur Tür, fünf Schritte zum Fenster, fünf Schritte zur Tür. Hier im Gefängnis hätte er mehr Platz vorgefunden. Zehn Schritte zum Fenster, zehn Schritte zur Tür, zehn Schritte zum Fenster, zehn Schritte zur Tür. Früher waren es neun gewesen und am Anfang acht. „Das kann doch nicht der Inhalt deines zukünftigen Lebens sein!“, hatte er einmal herausgeschrien. „So kann das doch nicht enden!“ Da kamen zwei Wärter herein und diskutierten, ob sie ihn in eine Zwangsjacke stecken sollten.

Paul erzählte seinem neuen Zellengenossen seinen Eindruck, dass nämlich in dem Prozess nicht seine angebliche Gesetzesübertretung verhandelt worden war, sondern ein bereits vorher festgelegtes Schauspiel aufgeführt wurde, bei dem er den Sündenbock zu spielen hatte. Um mehr über die Prozesshintergründe zu erfahren hatte er beschlossen, nicht zu sagen, dass er wegen der Übernahme der Filiale in Bozen Italienisch gelernt hatte und allem, was bei Gericht gesprochen wurde, so leidlich folgen konnte. Auf diese Weise kam er nach und nach dahinter, dass hier ein abgekartetes Spiel vorgeführt wurde. Er bekam erst nach mehreren Beschwerden einen Dolmetscher, der aber so schlecht übersetzte, dass das gar keinen Sinn ergab. Paul musste höllisch aufpassen, dass er sich nicht verplapperte und die Juristen am Ende den Verdacht hegen könnten, er verstünde doch etwas. Dann würden sie weniger offen reden.

Als Paul und Guido Soporta zum ersten Mal aus dem neuen Strafvollzugsgebäude traten, war es helllichter Tag. Paul verblüffte, dass das Gefängnis, in dem er über viereinhalb Jahre seines Lebens verbracht hatte, mitten in einer Art Dorf lag, das sich hinter dem Hafen den Hang hinaufzog. Es muss ehemals ein stattliches Gebäude gewesen sein. Jetzt hätten ein paar Handwerker wieder etwas Ansehnliches daraus machen können. Das geschah auch nach und nach im Laufe der Jahre. Die neue Bleibe befand sich am westlichen Rand der Ortschaft. Ein paar Bauwerke in der Hafengegend konnte man repräsentativ nennen. Eine Art Festung hatten sie auch. Da hätten ein paar Verputzer und ein paar Maler durchaus mehr draus machen können.

Guido hatte sich für den Gemüseanbau entschieden, denn vom Weinanbau verstand er rein gar nichts. „Ich auch nicht“, hatte Paul gesagt, weshalb er sich Signor Soporta anschloss. Viel Ahnung hatte Guido aber auch nicht vom Gärtnern. Paul dagegen hatte nicht die mindeste Ahnung, aber sie wollten täglich ins Freie, und da lernt man so etwas eben überaus schnell. Der Weinbau hätte den Vorteil gehabt, dass sie überall auf der Insel herumkommen würden, weil man überall kleine und auch größere Weingärten angelegt hatte. Der Gemüsegarten lag gleich hinter dem Gebäude, in dem die letzten Gefangenen der Reintegration zugeführt werden sollten. Aber im Spätherbst mussten sie bei der Weinlese helfen, weil es da nichts mehr zu gärtnern gab. Bei der Weinlese kann man schließlich nicht viel falsch machen. Im Winter teilte man sie für Gebäuderenovierungen, Aufräumarbeiten oder sonstige Instandsetzungen ein.

„Warum bist du nicht in den Norden gebracht worden?“, fragte Paul den Zimmergenossen, als sie beide nebeneinander den Boden mit Hacken auflockerten. Guido antwortete: „Weil ich als renitent gelte. Ich habe das mir zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen und deshalb bin ich in deren Bürokratie ein Querulant.“

„Genau wie ich“, äußerte Paul sichtlich verblüfft.

„Auch eine ehrliche Haut?“, grinste Guido den neuen Kumpel an, woraufhin dieser antwortete: „Aber ganz sicher.“

„Was haben sie dir denn zur Last gelegt?“, fraget Guido und Paul antwortete: „Drogenschmuggel.“

Jetzt war es an Guido, verblüfft zu sein. „Bestimmt an einem Grenzübergang?“, vermutete er, was Paul durch Nicken bestätigte. „Hat der etwa einen Rucksack mit Drogen in deinem Auto liegen gelassen und ist vor der Grenze getürmt?“, wollte Guido nun wissen und Paul schaute ihn entgeistert an, als er fast brüllte: „Ja!“

Guido murmelte laut vor sich hin: „Luigi Torvo, der Bastard, un Assassino de Matteo.“ Und an Paul gewandt sagte er: „Der muss dir doch alleine schon deshalb aufgefallen sein, weil er einen so zappeligen Adamsapfel hat. Außerdem pfeift er das V auf ganz eigenartige Weise.“

„Du kennst den?“, wunderte sich Paul und starrte Guido an wie das achte Weltwunder.

Dieser sagte daraufhin ganz ruhig: „Und ob ich den kenne. Das ist eine ganz miese Ratte. Ein Mann fürs Grobe, einschließlich Killer von so ’nem Syndikat. Mit der Nummer bringt der zwei-, dreimal im Jahr Unbeteiligte, meistens Touristen, hinter Gitter. Natürlich an verschiedenen Grenzübergängen. Aber die Zöllner stecken mit dem unter einer Decke und die Richter, die Staatsanwälte auch und manchmal sogar die Verteidiger.“ Guido ließ keinen Zweifel daran, dass er den Erlediger der Drecksarbeit des Syndikats für den Verursacher ihrer beider Leiden hielt.

„Was hat er denn mit dir gemacht?“, wollte Paul wissen, und Guido erzählte, dass er Bürgermeister eines kleinen Städtchens in der Nähe von Neapel gewesen sei. Die Kasse war meistens klamm, weshalb er den Tourismus ankurbeln wollte, um mehr Einnahmen in die Geschäfte zu bringen, was die Steuern für den Stadtsäckel auch emsiger hätte sprudeln lassen. Er hatte auch schon ein paar Events in die Stadt geholt und die drei Hotels konnten mehr Übernachtungen verbuchen. Das Syndikat torpedierte jedoch seine Bemühungen, weil für sie neugierige Fremde immer eine Gefahr darstellen. „Dabei hatten die doch nichts zu befürchten, es stehen doch nicht nur viele Beamte hinter denen, sondern auch die Kirche. Man munkelt sogar, dass Priester einem Killer schon vor dem Mord die Absolution erteilt haben!“, schäumte Guido. „Ego te absolvo sagt ein Geistlicher und dann geht der Mistkerl hin und bringt denjenigen um, den ihm die Syndikatsleitung genannt hat. Saubande die alle miteinander.“

„Und wie ist es in deinem Fall zugegangen?“, fragte Paul.

„Ich war bei einem Gastwirt, der keine Fremden in seiner Gaststube sehen wollte. Als die Gäste gegangen waren, habe ich auf ihn eingeredet, dass mehr Gäste doch auch mehr Einnahmen bringen. Das hat den aber nicht interessiert. Dann kam sein Schwiegersohn in die Gaststube, zog ein Messer und erdolchte seinen Schwiegervater. Das war der Luigi Torvo mit dem zuckenden Adamsapfel. An sich sollen sich die beiden ganz gut verstanden haben, aber wenn das Syndikat anordnet, hat der Killerbastard zu gehorchen. Vor Gericht hat er dann behauptet, ich hätte den Gastwirt umgebracht und hat Beweise angeschleppt, die ein Sechsjähriger aus dem Stand hätte widerlegen können. Aber das Gericht entschied gegen mich.“

pult er nach jedem Wäschewechsel ein kleines Loch, so dass er sein Verteidigungsutensil rasch aus dem Versteck ziehen kann. Das übt er jeden Morgen und jeden Abend. Irgendwann sagt Paul zu ihm: „Du weißt doch ganz genau, dass dir hier keiner was tut. Was also soll der Unsinn?“

Guido argumentiert etwas umständlich, dass ja auch Fremde auf die Insel kommen könnten, und die könnten durchaus Böses im Schilde führen. Paul spricht das Thema danach nicht mehr an, beobachtet Guido aber unter dem Gesichtspunkt, dass bei ihm die Demenz ausbrechen könnte.

Ein paar Tage später übt Guido so verbissen am Waffe-Ziehen, dass Paul ihn tadelnd ansieht und bittet, dass das jetzt aufhört. Guido sagt daraufhin: „Im Januar ist meine Strafe abgelaufen. Möglicherweise werde ich dann entlassen. Wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich mich nicht vertrauensvoll an eine Behörde wenden – so etwas tut kein Italiener –, sondern an mehrere Zeitungen. Wenn auch nur zwei davon meine Version des Mordes bringen, ist der böse Luigi für seinen Chef nichts mehr wert. Dann bringen die den um. Und um das zu verhindern, muss er mich umbringen, bevor ich entlassen werde. Ich rechne jeden Tag damit, dass er hier auftaucht.“

Es dauerte dann aber doch noch eine Woche, bis der Luigi mit dem hüpfenden Adamsapfel in der Tür stand. Nach dem Abendessen. Wortlos stürzte er auf Guido los und umkrallte seinen Hals. Offenbar wollte er ihn erwürgen. Guido gelang es nur mit Mühe, seine Waffe aus dem Hosenschlitz zu ziehen, dann aber rammt er die Spitze bis zum Anschlag in Luigis Rücken. Der muss sofort tot gewesen sein. Aber Guido lebte auch nicht mehr. Luigi hatte ihm, von Paul unbemerkt, ein Messer in die Brust gerammt, das wahrscheinlich die Aorta getroffen hat.

Paul versuchte erst gar nicht, die beiden zu trennen. Er musste überlegen, was die Sache für ihn bedeutete und wie er sich nun verhalten müsse. So, wie er die Behörden hier kennengelernt hatte, stand es um ihn schlecht. Die würden ihn des zweifachen Mordes beschuldigen, auch wenn er ganz offensichtlich nicht in die Auseinandersetzung der beiden eingegriffen hatte. Hierzulande müssen sich Beamte ständig für etwas verantworten, und da ist ihnen jeder als Sündenbock Geeignete recht. Also konnte er sich die nächsten dreißig Jahre Knast nur ersparen, indem er ausriss. Und zwar schleunigst.

„Der böse Luigi kann nicht offiziell im Hafen gelandet sein“, überlegte Paul, „denn irgendwer hätte ihn bestimmt gesehen, zumindest aber sein Boot beschreiben können. Wenn dann der Mord aufgedeckt würde, musste er längst verschwunden sein, ohne dass jemand von seiner Anwesenheit auf der Insel berichten konnte. Dann würde man den Zimmergenossen des Ermordeten anklagen und irgendwie schon ein Motiv zusammenbasteln. Also muss der Verbrecher sein Boot versteckt haben. Aber den Schlüssel, den muss er bei sich tragen, damit nicht sonst wer mit seinem Boot abhaut.“

Paul durchsuchte die Taschen des Mörders und stellte fest, dass alles an ihm nass war. Also musste der geschwommen sein. In der linken Hosentasche fand er einen Schlüsselbund. Sonst hatte der Verbrecher nichts bei sich, was man üblicherweise in den Taschen trägt. „Jetzt nichts wie weg“, beschloss Paul, „aber die Tür fest verschließen, damit die Gefängnisleitung nicht vor morgen früh nach ihm sucht. Hoffentlich jedenfalls.“ Der eine der Wärter klopfte immer gegen die Tür und schloss erst ab, wenn sich von drinnen jemand gemeldet hatte. Wenn der heute dran ist, dann ist Dreck Trumpf. Er wandte sich, normal gehend, dem Inneren der Insel zu, schlug dann einen weiten Bogen, um im Sichtschutz der Bäume auf eine bewaldete Landzunge zu gelangen, von der aus etwa zweihundert Meter zu schwimmen waren, um auf eine kleine, vorgelagerte Insel zu kommen. Genaugenommen bestand die Insel nur aus ein paar großen Felsbrocken, aber dahinter konnte man sehr wohl ein Boot verstecken. Ein klei-

nes auf alle Fälle, aber auch ein größeres. Selbstverständlich wartete Paul das Patrouillenboot ab, das die ehemalige Gefangeneninsel noch immer umrundete, um nach Ausbrechern Ausschau zu halten. Seit der Straflockerung fuhr das Patrouillenboot aber meistens zwischen den Felsbrocken und der Gefängnisinsel hindurch, so dass die Beamten ein hinter den Felsen ver-täutes Boot nicht sehen konnten.

Das Wasser war schon recht kalt, aber weitere Jahre Gefängnis verdichteten sich zu einer gewaltigen Motivation. Auf der Rückseite des Inselchens tanzte ein kleines Motorboot mit winzigem, offensichtlich nachträglich draufgebasteltem Cockpitaufbau auf den Wellen eines sich entwickelnden Mistrals. Paul stieg rasch die heruntergelassene Badeleiter hinauf, suchte am mitgebrachten Schlüsselbund mehrere Schlüssel durch und fand relativ bald den zum Boot gehörigen Zündschlüssel. Als ehemaliger Segler wusste er, wie Bootsschlüssel aussehen.

Nun bückte er sich unter Deck, zog die Kleider aus, wrang alle Kleidungsstücke so gut es ging aus und zog sie wieder an. Dann holte er die Badeleiter ein und startete den Motor. Er ließ ihn nur leise tuckern, als er den Anker aufholte, und fuhr dann langsam um das Südende der Gefängnisinsel herum Richtung Korsika. Das hoffte er möglichst bald zu erreichen, denn er hatte am Nachmittag die typische Mistralwolke gesehen und wusste aus Erfahrung, dass der Wind rasch heftiger wird. Der Mistral fegt das Rhonetal herunter aufs Mittelmeer und biegt dann nach Osten ab, kommt in Korsika also als Nordwestwind an. Im Windschatten Korsikas würde es demzufolge weniger ungemütlich werden als auf offener See.

Leseprobe 5 (Seite 116 - 134)

Vorbereitungen zur Reintegration

Es gab eigentlich keinen Grund, sich umzusehen, aber Paul tat es. Aus Gewohnheit, die sich Gejagte oft aneignen, wenn sie glauben, dass eine Gefahr lauern könnte. Sie lauerte. Keine fünfhundert Meter hinter ihnen folgte das Boot der Küstenwache. Hatten die es auf ihn abgesehen? Wenn ja, wie hatten sie ihn identifiziert? Er war doch extrem vorsichtig gewesen. Während die Fähre vor ihm immer kleiner wird, wächst das Behördenboot hinter ihm rasch an. „Wenn die mich meinen“, sagt sich Paul, „dann werden sie mir folgen. Also muss ich in flaches Wasser. Wenn sie mir dahin folgen, dann bin ich gemeint.“

Schon fast auf Höhe der Ausfahrt aus dem nach Porto-Vecchio führenden Meeresarm sieht er am südlichen Ufer mehrere kleine Boote in einer kleinen Bucht ankern. Sie liegen ziemlich ruhig. Also gibt es da einen Schutz vor dem Sturm. Dorthin steuert Paul, und zwar so, dass er dicht an felsigen Untiefen vorbei muss. Aus der Seekarte weiß er, wo die liegen. Außerdem signalisieren ihm etwas größere, steil überstürzende Wellen, dass hier der Untergrund gefährlich unsauber ist. Paul steuert mit zusammengebissenen Zähnen zwischen zwei größeren Wellen hindurch, wobei er kurz vor dem Hindernis den Gashebel in den Leerlauf reißt. „Wenn die Schraube nicht dreht, übersteht sie eine eventuelle Grundberührung besser als wenn sie schnell rotiert“, hat er überlegt. Paul hofft, dass zwischen den Felsen genügend Wassertiefe für sein Boot herrscht. Er kommt mit angehaltener Luft und fest umklammertem Steuerrad glücklich hindurch und muss nun eine Möglichkeit suchen, den italienischen Küstenwächtern zu entkommen. Diese aber haben ihn fast eingeholt. Allenfalls zwanzig Meter trennen sie noch von seiner Alice. „Verdammt noch mal!“, denkt er. „Denen scheint die Untiefe nichts auszumachen. Sie geben sogar noch Gas.“ Offenbar sind die italienischen Schurkenfänger sicher, ihn bald zu haben, als ihr Boot auf einen der Felsen kracht. Es neigt sich langsam zur Seite. Offenbar hat der Unterwasserfels einen tüchtigen Riss in den Rumpf gerissen. Paul hat die Havarie gesehen, weil er nach kräftigem Gasgeben ständig einen Blick auf die Verfolger wirft. „Leute, die nur Vorschriften im Kopf haben“, murmelt er vor sich hin, „denken anders als Leute, die sich alle Nase lang in unvorhergesehenen Situationen behaupten müssen.“

Paul freut sich jedoch nicht lange über seine Rettung, denn ihm ist klar, dass deren Havarie für ihn nur eine kurze Verschnaufpause bedeutet. Drei Küstenwächter klettern in ihr Beiboot und versuchen dann, etwas aus dem Inneren zu bergen. Das scheint aber nicht zu gelingen. Paul schaltet seine Positionslichter und auch die Beleuchtung des Armaturenbrettes aus. So erlangt er einen ordentlichen Vorsprung, den er zu nutzen gedenkt. Er fährt bis zu den kleinen Motorbooten an den Bojen, wendet und hält sich an einem der Schiffchen fest.

„Wenn die nicht einen der Ihren retten müssten“, so Pauls Vermutung, „dann würden sie mich jetzt verfolgen, denn sie müssen ihren Vorgesetzten den Verlust ihres Schiffes erklären, und wenn sie mit leeren Händen dastehen, dann gibt’s Haue.“ Also beobachtet er das weitere Geschehen aus sicherer Entfernung. Tatsächlich rast ein Boot mit Blaulicht aus dem Hafen auf die Unfallstelle zu. Die französischen Beamten scheinen das Revier besser zu kennen. Sie kommen den italienischen Kollegen mit ihrem Beiboot zu Hilfe. Das Fahrzeug mit dem Blaulicht hält gebührenden Abstand von der Untiefe.

Man werkelte fast eine halbe Stunde, dann trug man eine weitere Person auf einer Tragbare auf das französische Beiboot und von dort hob man den Verletzten auf das Schiff mit dem Blaulicht. Das sauste sofort mit Vollgas zurück in den Hafen. „Was machen die drei Italiener jetzt?“, fragt sich Paul. Schließlich nehmen sie Kurs auf ihn, beziehungsweise die Barkassen an den Bojen, wo er Zuflucht gefunden hat. Sie geben die Verfolgung also nicht auf.

Paul schießen die Gedanken in rasender Eile durch den Kopf: „Wenn ich nach Porto-Vecchio zurückkehre, habe ich es mit französischen Beamten zu tun, denen die Italiener vermutlich Gräuelmärchen über mich aufgetischt haben, die mich so schlecht aussehen lassen, dass die Franzosen sich große Vorteile versprechen, wenn sie mich dingfest machen und ausliefern.“

Von Norden bläst der Mistral, wenn auch merklich schwächer werdend. Für sein Boot ist der Wind aber immer noch zu stark. Gegenan schafft das sein Motor nicht. Er kann nur nach Süden, also der korsischen Küste entlang, ein Versteck suchen. Und das in der fortgeschrittenen Dämmerung. Auf Korsika oder an der korsischen Küste darf er aber auch nicht auftauchen, denn die Italiener haben bestimmt nicht versäumt, die französischen Behörden um Amtshilfe für das Festnehmen eines Verbrechers zu bitten. Die Frage, ob er die Überfahrt zu der etwa zwei Kilometer entfernten Insel wagen soll, stellt sich demzufolge nicht. Es gibt keinen anderen Ausweg.

Paul legt den Vorwärtsgang zunächst sehr sachte ein, damit niemand auf ihn aufmerksam wird. Als er aus der Bucht heraus in die offene See steuert, muss er die Geschwindigkeit höllisch genau anpassen, was nach mehreren Versuchen so leidlich gelingt. Der Sturm treibt ihn mit meterhohen Wellen schneller nach Süden als der Motor.

Zum Glück scheint der Mond sehr hell von einem wolkenlosen Himmel. Man kann weit sehen. Leider auch ihn, obwohl er alle Lichter gelöscht hat. Bis zu der Insel hätte er bei schwachem Wind keine zehn Minuten gebraucht. Jetzt aber muss er unentwegt dafür Sorge tragen, dass sein Boot nicht kentert. Es besitzt schließlich keinen Kenterschutz wie anständige, moderne Segelboote.

Paul steuert direkt nach Osten und achtet darauf, dass ihn der Wind um die Nordspitze der Insel herum in die Bucht treibt, die er sich auf der Karte ausgesucht hat. Dabei balanciert er das durch die furchterregend hohen Wellen verursachte Schwanken dadurch aus, dass er rasch sein Körpergewicht nach Steuerbord oder Backbord verlagert, je nachdem, wie die nächste Welle auf die Backbordseite seines Schiffchens zurollt. So gelangt er nach einer gefühlten halben Stunde durchgeschwitzt aber unversehrt in die gewünschte Bucht. Im oberen Teil der Bucht herrscht tatsächlich kaum Seegang. Im Nordteil schließt ein Halbkreis aus Felsen die Bucht ab, jedoch viel weiter nördlich, als man von See aus erkennen kann. Nur der Anker findet keinen Halt. Der Untergrund besteht, laut Karte jedenfalls, aus hellem Fels. Kalk oder Sandstein?

Paul selbst würde sich auf der Insel ja irgendwie irgendwo vor neugierigen Blicken jagdbeflissener Polizisten schützen können, aber das Boot könnte ihn verraten. Wohin also mit dem Boot? Ein Versteck wäre jetzt Gold wert.

„Im Moment bin ich wahrscheinlich vor denen sicher“, redet sich Paul ein, „denn ohne triftigen Grund werden die sich ja wohl kaum in diesen Hexensabbat wagen. Aber wenn der Sturm nachlässt, werde ich die hier bestimmt zu sehen kriegen. Hoffentlich klettert dann keiner auf die Insel.“

Vermutlich stehen diese Inseln unter Naturschutz, womöglich noch mit einem Schild an der schönsten Stelle, dass das Betreten verboten ist. Aber Paul befand sich im Mittelmeerraum. Da nimmt das keiner ernst. Da kümmern sich die Behörden um andere Dinge. Was auf den unbewohnten Inseln passiert, ist denen ziemlich egal. Die meisten Menschen, die mal beim Wassersport auf so eine Insel hinaufklettern, wissen nicht einmal, dass das verboten ist, denn das Schild in der schönen Bucht hat der Verwitterung bis ins Unkenntliche nicht standzuhalten vermocht. Meistens sind solche kleinen, unbewohnten Inselchen als Vogelschutzinseln ausgewiesen. Hier aber gab es kaum Vögel. Paul erinnerte sich an einen früheren Törn, wo sie über Nacht vor einer Vogelschutzinsel geankert hatten. Der Radau, den die Lachseeschwalben pausenlos veranstalteten war kaum auszuhalten. Hier lachte keine Seeschwalbe.

Während Paul langsam auf das enger werdende Ende der Bucht zutuckert, denkt er leise vor sich hinknurrend: „Wenn es auf der Insel kein Versteck für mein Boot gibt, dann muss ich mir eines basteln.“ Etwa fünf Meter vor dem Ende des Einschnitts hält er an und betrachtet die Umgebung so sorgfältig, wie das die Umstände zulassen. Ein paar Meter würde er sich vielleicht noch weiter nach vorn wagen können, aber wie festmachen? Vor allem so, dass er direkt aus- und auch wieder einsteigen kann. Mit dem Heck voran könnte er unter Umständen so weit an die Felsen heranfahren, wie das nur irgend geht. Dann mit einer Leine rechts und einer links, genauer gesagt einer Leine steuerbords und einer backbords, das Boot an den Mittschiffsklampen belegen. Statt einer Vorleine muss eine Heckleine dafür sorgen, dass das Schiffchen nur wenig Bewegungsfreiheit erhält. Die Heckleine verwehrt ihm die Fahrt nach vorn und die Mittschiffsleinen die Bewegung nach hinten, seemännisch korrekt gedacht also nach achtern.

„Und die Tarnung?“ Nach vielen rasch wieder verworfenen Vorschlägen sieht er folgende Möglichkeit. Der am dichtesten stehende Baum hat einen langen, tief hängenden Ast. Wenn er den vor dem Bug scheinbar schweben lassen könnte, wäre sein Boot verdeckt, wenn auch nicht sehr gut. Polizisten gehen doch nie ohne Feldstecher aus dem Haus. Wenn da ein Boot in die Bucht reinfährt und sich einer der Beamten die ganze Sache mit dem Fernglas detailgenau anschaut, könnte er misstrauisch werden und näher heranfahren. Dann fliegt alles auf. Als er aber nach langem Grübeln immer noch keine bessere Lösung gefunden hat, entschließt er sich, den Plan auszuführen.

Paul fuhr ein paar Meter zurück, drehte die Nusschale um hundertachtzig Grad, gab Rückwärtsgas und drückte den Gashebel in den Leerlauf. Mit dem Schwung hoffte er etwa einen Meter vor dem Ende der Bucht zum Stehen zu kommen. Er wollte nicht, dass sich der Propeller im Geröll dreht, denn das wäre sein Ende. Ohne Rotation konnte die Schraube ein paar Kiesel wegschieben, ohne selbst Schaden zu nehmen. Einer der seeseitigen Felsstümpfe passte ganz gut in seinen Plan. Er warf eine Leine über ihn und bremste das Boot damit ab. Dann warf er eine zweite Leine auf der Landseite über einen der zahlreichen im Boden steckenden Steine und regelte die Leinen so ein, dass er die Landseite mit einem Schritt erreichen konnte. Eine dritte Leine sicherte das Festmachen zur Heckseite hin ab. Der erste Teil hatte funktioniert. Der vierte Stein spielte jedoch in seiner Erinnerung die bedeutendere Rolle. Er fiel ihm vom Herzen.

„Nun gibt es zwei Möglichkeiten“, sprach er zu sich selbst, „entweder, ich finde auf dieser Insel Wasser, vorausgesetzt, sie kriegen mich nicht zu fassen, oder ich muss mir eine andere Insel suchen.“ Nach einem Blick auf die See hielt er es für möglich, aber nicht für sehr wahrscheinlich, dass sie ihn heute hier suchten. Der Mistral hatte sich zwar wieder ein wenig besänftigt, aber noch immer nicht endgültig. Mit einem modernen Segelboot wäre er ohne Bedenken ausgelaufen, aber mit diesen wackeligen Motorbooten, von Seglern respektlos Frikadellensäue genannt, wagten sich nur zukünftige Helden aufs Meer – oder verzweifelte Flüchtlinge.

Bevor Paul auf Erkundung ging, hatte er seine robustesten Kleidungsstücke angelegt und den Monteuranzug darüber gestreift. So schonte er die wichtige Ausgehkleidung, die ihn in bewohnten Gebieten als harmlosen Passanten ausweisen sollte.

„Wenn ich so gehe, dass ich immer die Bucht im Auge behalte“, überlegte er, „dann seh ich, was kommt und kann gleichzeitig nach Süßwasser suchen. Was nehm ich mit?“ Er packte Essen, Wasser, Messer, Feuerzeug, Hammer, Säge, Bootsleinen und einige anderen Utensilien in seinen Rucksack und begab sich auf den Weg.

Laut Seekarte war seine Insel dicht mit Nadelbäumen bewaldet, hatte einen kleinen Hügel und darauf eine ordentliche Felsgruppe. Das nennt man, wie Paul wusste, günstige Voraussetzungen für die Speicherung von Trinkwasser. Hier, wo ihn die Ereignisse hingespült hatten, wollte er nach Möglichkeit bleiben, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Das Süßwasser sollte sich, wenn er das richtig in Erinnerung hatte, am Fuße der Felsen sammeln.

Jetzt wandte er sich der höchsten Erhebung zu, die zwei- oder dreihundert Meter entfernt sein mochte. Um die dreißig Meter schätzte er die Höhe des Hügels. Die Felsen darauf dürften weitere zehn Meter zur Höhe beitragen. In der Wüste suchen die Beduinen immer auf der windabgewandten Seite am Fuße von felsigen Erhebungen nach Oasen. Hatte er mal wo gelesen. Warum sollte das in einem Pinienwald anders sein? Auch Nadelbäume speichern Wasser.

Paul fand rasch den unteren Sockel der Felsformation, suchte dann aber stundenlang nach einem Wasseraustritt, dem man die Bezeichnung Quelle hätte geben können. Dann ging er das Ufer der Insel ab und überzeugte sich davon, dass es nirgendwo eine Stelle gab, die sich als Versteck für ein kleines Motorboot eignete oder hätte ausbauen lassen. Gelegentliche Blicke zu ‚seiner‘ Bucht hinüber lieferten ihm die Gewissheit, dass noch kein Verfolger den Weg hierher gefunden hatte.

Die Nacht verbrachte er wieder im Boot. Da die Nacht lang war und es früh dunkelte, beschränkte sich sein Zeitvertreib aufs Grübeln. „Es muss hier Wasser geben“, sagte er sich, „denn ohne Wasservorrat, mit dem lange Trockenzeiten überbrückt werden, können die vielen Bäume nicht überleben. Wenn ich den Waldboden aufhacken könnte, wäre ein tiefer fließendes Rinnsal vielleicht zu finden. Allzu groß kann es natürlich nicht sein.“ Kein Wunder, dass die Insel unbewohnt war. Für einen Einzelnen hätte eine winzige Quelle ausgereicht, sofern man das Wasser sammelte. Für mehrere Personen dürfte es aber bei einer so kleinen Insel nicht reichen.

In Gefangenschaft hatte er gelernt, wie man Beton herstellt und wie man Mauern baut. Er konnte gärtnern, sägen, meißeln und alles Mögliche andere. Eine Unterkunft für den Winter wäre bis zum Kälteeinbruch zu schaffen und da haperte es an so einer Kleinigkeit wie Trinkwasser. Über die Eigenschaften von Häfen, Buchten, Landzungen und alles, was mit der Seefahrt zu tun hat, hatte er schon als Kind viel gelesen. Dann hatte er segeln gelernt, alle Sportbootprüfungen bestanden und alle zugehörigen Führerscheine erworben und nach Jahren als Navigator sogar mehrere Törns für seinen Segelklub als Skipper gefahren. Und jetzt sollte er

„Jetzt lass mich doch mal logisch nachdenken“, befahl Paul seinem Gehirn. „Hier läuft im Moment doch alles wie Spitze auf Knopf. Mein Nachteil ist, ich bin auf der Flucht, und mein Vorteil ist, dass mich keiner kennt. Was folgere ich daraus?“ Das Ergebnis seiner Folgerung bestand in einem üppigen aber mal wieder kalten Abendessen mit Wurst und Käse sowie einer halben Flasche Roten.

„Meine Gegner sind die drei unverletzten italienischen Küstenwächter, die italienischen Behörden, die aber hier nicht viel zu sagen haben, und die französischen Behörden mit ihren Vertretern. Der eine der Italiener liegt im Medizinischen, vielleicht sogar in einer Klinik, ist also unbeweglich. Das muss ich per Zeitung rauskriegen. Die anderen drei haben Ärger mit der Heimatfront, weil die wissen will, warum die ihr stolzes Schiff ruiniert haben. Die müssen schleunigst nach La Maddalena um stramm zu stehen. Mit denen werde ich in den nächsten Wochen keinen Ärger kriegen. Bleiben nur die Franzosen. Von denen kennt mich keiner. Die suchen nach einem flüchtigen Drogendealer in einem italienischen Motorboot. Mein Boot ist inzwischen rein französisch. Wenn ich mich also ganz landestypisch normal verhalte, haben die kaum Anhaltspunkte, mich zu identifizieren. Ich muss mich gut kleiden und darf mich nicht aufführen wie ein Drogendealer, was in der Denkweise der Behördenvertreter heißt, ich darf niemand auf der Straße ansprechen – und wenn mich jemand anspricht, muss ich den abwimmeln.“ Nach einem laut heraus gestoßenen: „Frechheit siegt!“, rollte sich Paul in seinen Schlafsack und überschlieft den Beschluss, morgen den Stier bei den Hörnern zu packen.

Nach dem Aufwachen am nächsten Morgen sortierte Paul seine Gedanken erneut: „Ich muss über die Zeitungen rauskriegen, was die über mich wissen und was nicht, und ich muss meine Einkaufsliste in Baumaterial umsetzen, damit ich mir hier eine Existenz aufbauen kann. Also los!“

Die Aktivitäten begannen aber doch erst mal mit der bescheidenen Morgentoilette, einem immer eintöniger werdenden Frühstück und dem Vorsatz, größte Vorsicht walten zu lassen, wenn er nachher in Porto-Vecchio die ins Auge gefassten Einkäufe tätigt. Den Baumarkt sah er als Herausforderung an. Ihm blieb jedoch gar nichts anderes übrig, als seine Angelegenheiten rotzfroh in die Tat umzusetzen. Er konnte schließlich in keinem Land Europas wieder zum ‚normalen‘ Bürger werden, wenn er jetzt nicht handelte. Jede Behörde wäre verpflichtet gewesen, ihn an Italien auszuliefern, sobald sie ihn zu fassen kriegte.

Der Mistral war zwar schwach geworden, aber wenn ihm der böse Luigi nicht einen so kräftigen Motor spendiert hätte, wäre Porto-Vecchio für ihn nicht erreichbar gewesen. So dümpelte die Alice mit Heimathafen PORTO-VECCHIO kurz nach acht Uhr am südlichen Ende, also in größtmöglicher Entfernung zur Hafenmeisterei, im Sportboothafen. Mit dem Heck zur Wasserseite hin, damit niemand ins Grubeln kam. In derartigen Häfen war morgens nie viel los, wie Paul aus langjähriger Erfahrung wusste. Da begann das Halli Galli selten vor dem Dunkelwerden.

Leseprobe 6 (Seite 189 - 216)

Fischer im Mistral

Und nun das. Nach der Morgentoilette geht Paul routinemäßig zuerst in die Bucht und schaut sich nach allem um, was für ihn von Bedeutung sein oder werden könnte: Wetter, Wind, See, fremde Schiffe, fremde Leute, neugierige Beamte. Ein besonders unangenehmer Fallwind namens Mistral hatte sich so rasch aufgebaut, dass den Fischern, die in drei Booten vor ‚seiner Bucht‘ ein Netz ausgeworfen hatten, keine Chance mehr geblieben war, den heimischen Hafen zu erreichen. Und bei der inzwischen herrschenden Stärke hätten sie auch große Risi-

ken eingehen müssen, wenn sie überhaupt in einen Hafen hineinzumanövrieren versucht hätten. Selbst eine Landung in Pauls Bucht war schon zum Problem geworden. Paul sah deren verzweifelte Lage. Er kletterte auf einen Felsvorsprung am südlichen Ende der Bucht und winkte den Fischern mit einer einladenden Handbewegung. Sie sollten in die Bucht fahren. Nach einigem Hin und Her folgte das nächstgelegene Boot seiner Aufforderung und die beiden anderen versuchten hinterher zu tuckern. Es gelang ihnen jedoch nicht. Die Wellen schlugen derart heftig gegen ihre Bordwände, dass ihre Motoren die hundert Meter bis in die Bucht nicht schafften. Die Motoren der Fischerboote sind traditionell ziemlich schwach.

Paul war froh, dass der böse Luigi ihm wenigstens ein stark motorisiertes Boot hinterlassen hatte, aber wenn der Kahn umfiel, war auch bei ihm nichts mehr zu retten. Gegen Kenterung waren weder die Fischerboote noch Pauls komfortableres Fahrzeug gefeit. Paul springt in sein Boot, löst die Leinen und schießt mit Vollgas aus der Bucht. Er steuert das am weitesten entfernte Boot so gegen den Wind an, wie er es als Segler gelernt hatte. Auch ihn bremsen alle paar Sekunden gegen den Bug knallende Wellen. Manchmal sogar bis zum Stillstand, aber er kommt dem Fischerboot etappenweise näher. Schließlich wirft er dem am Bug stehenden Fischer seine Heckleine zu, die der Bub geschickt auffängt. Der Fischerjunge ist offenbar recht brauchbar. Als das Fischerboot fest vertäut ist, schlägt Paul vorsichtig den Weg zur Bucht ein. Er steuert schräg gegen die Welle, die ihn dafür Richtung Bucht drückt und lässt sich dann ein paar Meter zurückfallen, um Ruhe in die Boote zu bringen. Das Spiel wiederholt er gut ein Dutzend Mal, bis endlich die Landabdeckung durch den nördlichen Felsen der Bucht zu wirken beginnt. Dann zieht er das Fischerboot vor die zweite Boje, denn an der ersten haben die zuerst angekommenen Fischer bereits festgemacht. Paul ruft ihnen zu, sie sollten sich zusätzlich an dem Tau verknoten, an dem der Kiefernast dranhängt. Das bringt mehr Ruhe in die Bucht. Dann lässt er sich seine Heckleine herüberwerfen und wendet auf der Stelle.

Das andere Boot ist inzwischen weit abgetrieben. Schon fast bis ans Ende der Bucht. Paul muss es rechtzeitig auf den Haken nehmen, denn eine andere sichere Stelle gibt es nicht auf der Insel. Wie zuvor steuert er das Fischerboot so an, dass er es überholt, dann wendet er und wirft die Leine hinüber. Diesmal ergreift der Fischer im Bug sie nicht rechtzeitig und das freie Ende schwimmt im Wasser. Paul zieht die Leine unter Fluchen Stück für Stück ins Boot. Dann fährt er das Manöver noch einmal wobei er entsetzt wahrnimmt, dass er schon an dem Ende der Bucht vorbei getrieben wurde. Nun steuert er besonders dicht an das Fischerboot heran, wirft die Leine so weit er kann und hofft, dass sie ... Sie verheddert sich in den vorderen Aufbauten des Fischerbootes und der Fischer im Bug knuddelt sie an verschiedenen Drahtseilen so fest, wie er kann. Dann nimmt Paul vorsichtig Fahrt auf, wobei er gefährlich dicht ans Ufer heran muss. „Hoffentlich sind unten keine Felsen“, denkt er inbrünstig und gibt jedes Mal, wenn ein Wellenkamm überwunden ist, kräftiger Gas.

Endlich, nach einem halben Dutzend Schüben kommt er wieder in den Bereich der Bucht. Aber er muss zwei Bootslängen plus die Länge der Leine weiter nach Norden knüppeln, um vor Grundberührung sicher zu sein. Eine weitere Viertelstunde rackert sich Paul mit vorsichtigem Gasgeben, wenn ihn die Welle auszubremsen droht und kräftigem Gasgeben, wenn's auf dem Wasser etwas glatter aussieht, ab, bis sich auch das Heck des Fischerbootes voll im Bereich der Bucht befindet. Nun kann Paul sich durch Schrägstellung des Ruders, wie man fachmännisch das Steuer nennt, von den Wellen in den Bereich der Bucht driften lassen. Dazu genügt Dreiviertelgas. Im Schutz der Felsen kann er schließlich das Fischerboot an die dritte Boje ziehen. Die anderen Fischer helfen beim Festmachen und Paul bugsiert sein Boot wieder in seine Parkbox. Dann muss er erst einmal tüchtig durchschnaufen. „Anscheinend bin ich alt geworden?“, fragt er sich. „Früher hätte ich das mühelos weggesteckt.“

Wenn die Fischer geahnt hätten, dass die Bucht hinter den nördlichen Felsen noch ein gutes Stück weiter nach Norden geht und die Bucht gegen nördliche Winde abschirmt, wären sie gleich in die Bucht gefahren. Weil man das aber von See aus nicht sieht, wussten sie auch nicht, dass es in der Bucht fünf Mooringbojen gibt, an denen man kleine Schiffe so ähnlich festmachen kann, wie vor Anker.

Kaum fühlen sich die Fischer in Sicherheit, springen sie in ihre Schlauchboote und diskutieren die Frage, was sie mit den Fischen machen sollen, wenn der Mistral länger andauern sollte. Diesmal ist der Fang besonders gut gewesen.

Der Älteste, den sie Marcel nennen, hat ein paar Fische in eine Plastiktüte gesteckt und mitgenommen. Paul schlägt vor, dass sie erst mal hierbleiben sollen, zu Essen hätte er genug, und wenn der Mistral länger dauern sollte, dann müssten sie eben die Fische wieder in die See entlassen und danach erneut fangen. Leider könne er ihnen keine Zimmer anbieten, und Bettzeug hätte er auch nur für sich. Das schien aber die kleinste Sorge der Fischer zu sein, sie hatten Schlafsäcke und warme Kleidung an Bord. Dann sagte der, den die anderen Marcel nannten und dessen Schiffchen Paul zuerst aus dem Sturm gezogen hatte, dass sie ihm zu sehr großem Dank verpflichtet seien und dass sie das nie vergessen und so ... Sie wollten ihre Angehörigen informieren, dass sie in Sicherheit seien. Ihre Handys gäben aber nur krächzende Laute von sich.

Paul lässt sich die Nummer geben und versucht es mit seinem Smartphone. Da kommt die Verbindung zwar zustande, aber die Störgeräusche machen die Kommunikation auch nicht gerade zum Genuss. Marcel redet sehr schnell in dem hier gebräuchlichen Italo-Franko-Kauderwelsch, aber Paul versteht immerhin so viel, dass die Lieben beruhigt werden können.

Dann wendet sich Marcel noch einmal an den Einsiedler, der sie aus dem Toben des Mistral gerettet hat und sagt: „Du hast uns deine Leine zugeworfen. Wie regeln wir das?“ Paul wusste sofort, was der Fischer meinte, denn auch das gehört zum Standardwissen eines Hochseeseglers. Auf See gilt, und das sind international gültige Gesetze, dass derjenige, der dem in Seenot Geratenen ein Tau zuwirft und das Schiff mit allem Inhalt anschließend rettet, Anspruch auf den halben Wert des Schiffes hat. Schiff plus Inhalt. Bei drei Fischerbooten wäre das in den Augen der Fischer schon ein gewaltiger Verlust, für Paul aber nur ein unbedeutender Betrag. Deshalb sagt er so, dass alle es hören können: „Ich bin doch kein Seeräuber. Ich verlange doch kein Geld von Leuten, die das Schicksal in Seenot gebracht hat. Ihr seid selbstverständlich meine Gäste.“ Von den näher Stehenden konnte man schwere Schnaufer hören.

Paul zeigt den sechs Fischern sein Einsiedlerdomizil und erklärt ihnen, dass er da in der Sommersaison Speisen und Getränke an Sportboot-Touristen verkauft. Die Gasttoiletten zeigt er ihnen auch und erklärt ihnen, dass man mit Trinkwasser sehr sparsam umgehen muss. Während Marcel die mitgebrachten Fische in der Küche zum Grillen vorbereitet, versucht ein anderer, den Paul noch keinen Ton hat sagen hören und zu dem sie Alphonse sagen, aus dem Radio Informationen über den Mistral zu bekommen. Derweil backt Paul vier Baguettes. Der Abend kann gemütlich werden.

Ob meteorologische Messungen dem zugrunde liegen oder Aberglaube, den man bei Seefahrern häufig antrifft, ist schwer zu sagen. Jeder in dieser Gegend weiß, dass der Mistral immer drei, fünf, sieben oder neun Tage weht. Diesmal waren es nur drei. Man saß beisammen, bejammerte sein Los, hörte Radio oder erzählte irgend etwas. Dass Paul seine Gäste auch mit Wein bewirten konnte, löste die Zungen und schaffte eine eigentümlich vertraute Atmosphäre. Einer von den Jüngeren sagte dann zu fortgeschrittener Stunde: „Du warst doch nicht immer auf dieser Insel. Wir haben dich vor drei Jahren hier zum ersten Mal gesehen. Was hast du vorher gemacht?“ Marcel versuchte den Jungspund zu bremsen, aber Paul erwiderte ganz ru-

hig. „Ich habe in Lyon in einer Bank gearbeitet. Geldanlage. Dann habe ich mir ein bisschen zu viel vorgenommen, und nun sitze ich hier.“

Da konnte sich jeder seinen Vers drauf machen, aber tiefer zu bohren hätte sich nicht gehört. Also erzählte der Junge, den sie Marlon nannten, dass sie von einer Nachbarinsel kommen. Einem Fischerdorf. Weiter im Süden. Sie hätten mal zweihundert Einwohner gehabt, aber jetzt wohnten da keine hundert mehr. „Hattet ihr eine Seuche?“, fragte Paul, nicht ohne Schreck in der Stimme. „Nein, nein“, murmelte Marcel mit bekümmelter Miene. „Unsere Insel ist sehr schön. Das wurde uns zum Verhängnis.“

„Ein bisschen schwer ist das aber schon zu verstehen“, wunderte sich Paul, woraufhin Marcel zu einer längeren Erklärung ausholte: „Hier in der Gegend gab es früher immer viel Fisch. Wir brauchten nur in der Nähe unserer Insel die Netze auszuwerfen, dann hatten wir genug Fisch für den ganzen Tag. Gemüse und Weizen bauten wir selbst an. Aber dann kamen Fremde. Leute ohne Manieren aber mit viel Geld. Erst haben sie sich in unserem Hafen breit gemacht, dann haben sie für andere Geldbonzen Fishing Tours organisiert, so dass wir immer weniger fingen, und am Schluss haben sie für unsere Grundstücke horrenden Geldbeträge geboten. Viele haben ihr Haus, ihr Grundstück, ihr Boot und ihren Liegeplatz im Hafen verkauft und sich nach Korsika abgesetzt. Dass sie da nicht glücklich wurden, hat sich bald herumgesprochen. Seitdem sind die meisten geblieben, aber die Geldhaie sind noch immer da. Sie haben sogar ein Luxushotel gebaut, in dem eine Nacht mehr kostet, als unsereiner im Monat verdient, wenn man den Fischfang in Arbeitslohn umrechnet. Wir fischen jetzt hier, weil bei deiner Insel noch immer viele Fische schwimmen.“

„Und was wollt ihr dagegen tun?“, fragte Paul, woraufhin Marcel antwortete: „Wir wissen es nicht. Es ist zum ...“ Der Rest war nicht zu verstehen.

„Wenn jeder von euch so viel Geld hätte, dass er jede Nacht in dem Hotel wohnen könnte, dann würde es doch gehen“, bemerkte Paul mehr zu sich als zu den anderen. „Womit verdienen die Leute denn ihr Geld, mit dem sie euch euren Besitz abkaufen?“, erkundigte er sich und sah dabei Marcel an. Das aber wusste Marcel nicht. „Sie haben es einfach“, murmelte er.

„Arbeiten die etwas auf der Insel?“, fragte Paul.

„Nur die in dem Hotel“, mischte sich der junge Marlon ein, was ihm einen verweisenden Blick Marcells eintrug.

„Leute, die ihr Geld geerbt haben oder im Lotto gewonnen haben, versuchen normalerweise nicht, den Besitz selbst zu vermehren, sondern beauftragen damit einen Anlageberater oder eine Bank, die Anlageverwaltung als Service anbietet. Die Leute, die neue Investitionen suchen, wie zum Beispiel auf einer Insel, die haben das Geld in den allermeisten Fällen selbst verdient. Entweder, sie haben einen hoch bezahlten Beruf erlernt, oder sie kennen sich im Bank- und Finanzwesen aus. Egal, ob sie das studiert haben oder sich selbst beigebracht.“

„Können wir uns das auch selbst beibringen“, wurde Marcel neugierig und setzte eine hoffnungsvolle Miene auf.

Paul grübelte einen Moment, wobei er allen Anwesenden Wein nachgoss. Er dachte an die Möglichkeit, über die Fischer auf deren Insel irgendwie an ein Bankkonto zu kommen, ohne dass er als Inhaber des Kontos in Erscheinung treten musste. Er wollte nur der Bevollmächtigte des Kontos werden, dann würde er denen schon das eine oder andere beibringen. Jetzt im kommenden Winter mussten die auch wetterbedingt oft zu Hause bleiben. Also nickte er nachdenklich vor sich hin.

„Oder kannst du uns das zeigen?“, wagte Marlon zu fragen, was ihm wieder einen strafenden Blick seines Vaters einbrachte.

Paul neigte zu der Ansicht, dass die Fischer keinen richtigen Beruf mit Lehrzeit, Ausbildung und Abschlussprüfung erlernt hatten, vielleicht sogar nur mäßig lesen, schreiben und rechnen konnten, und die hohe Kunst der Fischerei von ihren Vätern beigebracht bekommen hatten. Marlon von Marcel, der von seinem Vater und der von Marcells Großvater und so weiter und so weiter. Auf diese Weise entsteht kein Fortschritt und das Reichwerden bleibt ein ewiger Traum. Genau wie in den USA. Da gibt's auch nur Akademiker, als glückliche Mitglieder der upper class, und Geringqualifizierte als körperlich Arbeitende sowie allenfalls fleißige Ameisen in abgewohnten Büros. Für jeden Job neu angeleitetes Arbeitsvieh sagte man früher dazu. Weil die unterhalb des Upper-Class-Bildungsweges kein Schulsystem für Handwerksberufe haben, fehlt denen die Mittelklasse. So auch hier. Alles, was die zum Broterwerb einsetzen können, ist denen mal so, mal so zugeflossen, also besitzen sie es rudimentär. Es gibt ein jüdisches Sprichwort das lautet: ‚Wer arbeitet, hat keine Zeit zum Geldverdienen.‘ Gemeint ist natürlich körperliche Arbeit.

Paul war klar, dass die Fischer von der besonders schönen Insel von den geldhaltigen Invasoren regelrecht ausgeplündert wurden. Dabei waren diese Bewohner einer sehr schönen Insel durchaus nicht dumm. Nur ungelernt. Um sich gegen die fremden Geldhaie zu wehren, sind sie zu arm und zu ungebildet. Was die brauchen ist Wissen und Geld. Sehr viel Geld. Ohne Wissen kein Geld und ohne Geld keine Abwehr gegen Grundstückshaie.

„Wenn ihr eure Häuser, die Gemüsegärten und die Fischerei behalten wollt, dann müsst ihr so viel verdienen, dass ihr eure eigenen Häuser zu den Preisen kaufen könntet, die die Fremden euch dafür bieten. Und das ist mit der jetzigen Methode unmöglich“, erklärte Paul den verdutzten Fischern. „Wie kann ich denen helfen?“, grübelte er. „Die sind doch vom Allgemeinwissen der Zivilisation nicht sonderlich berührt. Eher total abgeschnitten. Und wenn ich denen helfe, dann muss ich das so machen, dass die sich nicht auf den Schlipf getreten fühlen.“ Paul beschloss, das Thema nur noch abends zur Sprache zu bringen, wenn alle ein bisschen vom Wein gelockert sein würden.

Am nächsten Abend erklärte Paul ihnen seine Gedankengänge. Etwas anderes als Fischen wollten sie aber nicht, weil sie das in X-ter Generation taten. Änderungen betrachteten sie, wie vermutlich auch ihre Angehörigen, als Verrat. „Wenn das so ist, müssen wir darauf natürlich Rücksicht nehmen“, gestand Paul ihnen zu. „Aber wenn ihr nicht rasch zu Geld kommt, dann könnt ihr eure Häuser, eure Gärten und auch die Fischerei vergessen. Dann müsst ihr verkaufen und wegziehen.“

Marlon wollte die Fremden erschießen und auch Marcel war nicht abgeneigt, sich mit Waffengewalt gegen die Eindringlinge zu wehren. Paul hatte Mühe Gehör zu finden, um seinen neuen Freunden klarzumachen, dass in einem Rechtsstaat Gewaltanwendung bestraft wird, und wenn jemand dabei umkommt, ist meistens lebenslänglich drin. „Gewalt erzeugt nur Gegengewalt und sonst nichts“, schleuderte er ihnen entgegen. „Mit Gewalt ist noch nie ein Problem gelöst worden. Probleme löst man, indem man miteinander spricht.“ Man darf das daraufhin einsetzende Schweigen durchaus lähmend nennen. Und es dauerte viele Minuten an. Sehr viele Minuten. Dann räusperte sich Marcel und krächzte: „Wir können uns deinen Vorschlag ja mal anhören.“

„Ich habe keinen festen Plan“, bedauerte Paul, „ich gehe nur von folgenden Überlegungen aus: Ihr könnt ja weiterhin fischen, aber nach Feierabend müsst ihr etwas für eure Zukunftssicherung tun. Geschäfte machen, um Geld in die Kasse zu kriegen. Bis jetzt fangt

ihr ja nur für euren Eigenbedarf. Fische, Krebse und Muscheln für euch und eure Familien. Gemüse, Obst und Salat steuern die Frauen aus den Gärten bei. Zum Leben reicht das aber nur, wenn von außen kein fordernder Einfluss dazukommt. Wenn ihr euch auch dagegen wehren wollt, müsst ihr mehr tun als bisher.“

Die daraufhin einsetzende Pause beendete Paul mit den Worten: „Ihr fangt doch bestimmt hin und wieder auch mal mehr Fische, als ihr braucht. Was macht ihr damit?“

„Die werfen wir zurück ins Meer“, rutschte es dem vorlauten Marlon heraus.

„Wenn ihr den Fischen beim Vermehren helfen würdet, zum Beispiel indem ihr in flachen Buchten Wasserpflanzen anbaut, in denen sich die Jungbrut verstecken kann, bis sie zu groß für die Räuber ist, dann produziert ihr Fische, die sich in korsischen Edelrestaurants für ordentliches Geld verkaufen lassen. Ihr müsstet dann nur jede Woche die gleiche Menge an die Restaurants liefern. In der Saison jedenfalls.“ Alphonse blieb der Mund offen stehen, aber die Methode schien ihm einzuleuchten.

„Was hast du denn gelernt?“, fragte Marcel und sah Paul von unten nach oben an.

„Ich bin Bankier“, erwiderte Paul. „Ich habe gelernt, Geld bei der Bank so anzulegen, dass es mehr wird.“ Der Satz stand etwas schroff im Raum, weshalb Paul noch hinzufügte: „Nicht unbedingt schnell, aber beständig.“

„Musst du dich dann in ein Nest mit Geld setzen und es ausbrüten?“, feixte Marlon. Zu Pauls Überraschung lachte keiner von den anderen. „Leben die wirklich in dieser geistigen Abgeschiedenheit?“, fragte er sich und stöhnte: „Oh Gott!“. In Gedanken setzte er das Stöhnen fort: „Müssen hier am Ende antiquierte Welten überwunden werden? Ob der nächste Winter ausreicht, um das zu schaffen? Na ja, ich habe ja sonst nichts zu tun. Und viel Bewegungsfreiheit habe ich auch nicht.“

„Nein!“, schrie er fast und fügte hinzu: „Es gibt Berufe, die ernähren ihren Mann bestens, zum Beispiel meiner. Und es gibt Berufe, da weiß man heute noch nicht, wovon man morgen leben soll. Zum Beispiel euren.“ Paul musste ein paar Schritte auf- und abgehen, um sich wieder zu fangen, und sprach dann halb zu sich selbst: „Die Berufe mit den längsten Ausbildungszeiten werfen in der Regel das meiste Geld ab, und die Tätigkeiten, die man in fünf Minuten lernen kann, bringen das wenigste Geld, weil auf einen umfangreich Ausgebildeten nur ein paar, sagen wir zehn oder zwanzig andere kommen, die das auch können, aber auf einen, der in fünf Minuten angelernt werden kann, Tausende und Abertausende. Um so einen zu bekommen, muss der Arbeitgeber nicht viel bieten. Und das, was man von seinem Vater gelernt hat, gehört in diese Kategorie. Da verdient man auch nicht viel.“

Marcel hatte das auch mitbekommen und fragte, was sie jetzt machen sollten. Paul antwortete: „Ich habe nicht die Absicht, ewig hier den Einsiedler zu spielen. Ich möchte so schnell wie möglich in mein früheres Leben zurück, aber dazu brauche ich sehr viel Geld. Einer von euch, oder auch mehrere könnten abwechselnd in der Sommersaison hier den Einsiedler spielen. Da verdient man eine ganze Menge mehr, als wenn man täglich zum Fischen aufs Meer fährt. Ich habe in den letzten drei Sommern so viel Geld eingenommen, dass ich mir davon schon ein kleines Haus und ein neues Boot kaufen könnte. Man muss freundlich zu den Kunden sein und ihnen gute Ware anbieten. Dann zahlen sie dafür auch gutes Geld.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Aber das, was man als Einsiedler auf die Seite legen kann, ist für meine Ansprüche zu wenig. Ich muss einen Weg finden, pro Zeit mehr zu verdienen. Es kostet einen Batzen Geld, sich als Einzelperson in den Beruf des Bankiers hineinzuarbeiten.“



„Wenn du das Geld hier nicht verdienen kannst, geht es vielleicht besser, wenn du mit uns kommst“, äußerte Marcel. „Hier wird es im nächsten halben Jahr ziemlich eintönig.“

„Wenn ich auf eurer Insel sicher vor Entdeckung bin“, antwortete Paul, „dann ist das vielleicht gar keine so schlechte Idee. Auf alle Fälle habe ich bei euch mehr Unterhaltung als hier.“

Die Argumente waren stichhaltig, aber Paul wollte sicher gehen, dass sich die Sache lohnen würde. Schließlich lebten auf der Insel auch Leute, die ihn näher unter die Lupe nehmen würden, als die einheimischen Fischer. Und unter denen befand sich erfahrungsgemäß auch die Sorte, die keine Rücksicht auf andere nimmt. Das Einzige, was für die zählt, ist ihr eigener Vorteil. Störenfriede betrachtet diese Sorte als Todfeinde. Und zu einem solchen würde er für die werden, wenn er sich der Fischer annahm. War das Risiko zu groß?

Paul ging trotz der Dunkelheit auf die Klippen der nördlichen Landzunge, weil da der Empfang seines Mobiltelefons am wenigsten Störgeräusche von sich gab, und wählte die Nummer von Sven. „Sei mir nicht böse, dass ich dich so spät am Abend anrufe, aber ich muss jetzt ein Problem lösen und danach eine wichtige Entscheidung treffen.“

„Um was geht’s denn“, fragte Svens verschlafene Stimme.

Paul berichtete, dass lange nach Beendigung der Saison sechs Fischer von einer Nachbarinsel bei ihm Schutz vor dem Mistral gefunden hätten und ihn eingeladen hätten, den Winter bei ihnen zu verbringen. Das wäre für ihn besonders interessant, wenn er irgendwie da Bankgeschäfte machen könnte. Natürlich auf den Namen von einem der Fischer, weil er ja kein Konto eröffnen kann. „Dann mach’s halt“, knurrte Sven, was Paul zu der Aussage trieb. „Auf der Insel macht sich eine aggressive Schickeria breit und vertreibt die Fischer von ihrer Insel. Die wollen aber da nicht weg und ich soll ihnen beim Dableiben helfen.“

Jetzt sagte Sven zum ersten Mal: „Hm“, und nach einer längeren Pause: „Gibt’s denn da Internet?“

„Was ist das denn?“, fragte Paul. „Ich hab noch nie was davon gehört.“

„Das ist das“, belehrte ihn Sven, „was du in deiner Bank einführen wolltest, damit alle Filialen untereinander und mit der Zentrale schnell und beliebig umfangreich kommunizieren können. Nur hat das Internet inzwischen ein anderer erfunden, es ist riesig groß geworden und weltweit vernetzt. Damit sind alle Banken dieser Welt verbunden und alle Broker, bei denen du direkt kaufen und verkaufen kannst.“

„Im Ernst?“ Paul war sich sicher, dass die Fischer keinen Internetzugang besäßen, aber die Schickeria bestimmt. „Und haben die WLAN?“, wollte Sven wissen. Paul wusste weder, was WLAN ist noch ob die Schickeria das besitzt. „Das Internet funktioniert über das Telefonnetz“, belehrte ihn der Freund. „Da musst du ein Modem oder, wenn’s ganz modern sein soll einen Router in die Leitung montieren. Diese Geräte trennen die Internetsignale von den Telefonsignalen. Aber du musst eine Leitung vom Router zum Computer legen und den Computer anschließen und anmelden. WLAN macht dasselbe über so ne Art Funk.“

„Du“, stöhnte Paul, „ich sitz hier auf einer Klippe und hab nichts zum Schreiben dabei. In meiner Einsiedelei ist der Empfang schlecht. Sag mir, was ich tun soll.“

„Die größeren Inseln bei euch haben doch uralte Leuchttürme. Als die ihre Lampen kriegten, gab’s noch keine Solarzellen. Die müssen Strom mit Unterseekabeln auf die Inseln gelegt haben. Und wenn’s da Strom vom Land gibt, kann’s gut sein, dass da gleich Telefonkabel in einem Aufwasch mit verlegt worden sind. Jedenfalls, wenn auf der Insel Leute gelebt haben.“

Zuerst gab es ein eisiges Schweigen, dann einiges Gemurmel und schließlich das Zuschlagen der Haustür, woraus Paul schloss, dass jemand hinübergelaufen sei. Der Bote muss eine schwierige Aufgabe gemeistert haben, als er nach sehr langer Zeit wieder auftauchte und eine wahnsinnig hübsche Frau mittleren Alters hinter sich herzog. „Das ist Brigitte“, dröhnte Pascal, „wir haben dir von ihr erzählt.“

Dass diesmal nicht Marcel das Wort ergriff, ließ Paul vermuten, dass hier gewaltige Spannungen herrschten, denen er sich besser nicht aussetzte, aber die er unbedingt ergründen musste, damit ihm keine Fehler unterliefen. Hier tobten Interessenlagen gegeneinander, aus denen er sich besser heraushielt. Das einzige, was ihm im Moment auffiel, waren die sorgenvollen Falten um den Mund der Schönheit. Groß, schlank, selbstbewusst, energisch und von sichtlicher Entschlossenheit. „Was wollt ihr von mir?“, fragte sie mit metallischer Stimme. „Um was geht es hier?“

Marcel schien im Dorf nach Brigitte die Nummer zwei zu sein. Jedenfalls fühlte er sich bemüht, das Wort zu ergreifen. „Wir haben Paul auf einer kleinen Insel kennengelernt. Er hat uns Unterkunft bei dem schweren Mistral gegeben. Paul ist Bankier und hat uns Essen und Wein spendiert. Er hat uns drei Tage lang beherbergt und nichts dafür verlangt. Wir haben mit ihm unsere Situation besprochen und er hat ein paar interessante Vorschläge gemacht. Die wollten wir jetzt mit dir diskutieren.“

„Das kann er mir doch auch selber sagen“, wurde Brigitte aufmüppig. „Was hast du zu sagen?“, wandte sie sich direkt an Paul. Offenbar hat sich die Sitte, Fremde zumindest anfangs anders als mit ‚du‘ anzureden, noch nicht bis zu den kleineren Inseln herumgesprochen. Paul erklärte ihr, dass die Invasoren, die hier alles aufkaufen und damit dickes Geld verdienen, nicht dadurch zu bremsen sind, dass man ihnen ererbtes Eigentum wie Haus und Garten, die Fischgründe und den Liegeplatz im Hafen verkauft. Man muss selbst so viel Geld verdienen, dass man damit sein Eigentum kaufen könnte. Das schien ihr einzuleuchten. Paul erklärte ihr, dass man den Fischreichtum mehren könne, indem man im Uferbereich anderer unbewohnter Inseln Wasserpflanzen anbaut, in denen sich die Fischbrut verstecken kann, bis sie zu groß für die Räuber ist und dann den Mehrertrag an Fischen an Edelrestaurants auf Korsika verkauft. Dass man ferner seine Einsiedlerinsel, die bereits eine gute Geldquelle sei, weiter betreiben könne.

Brigitte unterbrach ihn mit den Worten: „Das klingt ja alles sehr einleuchtend, aber das ganz große Geld kommt dadurch nicht in die Kasse.“ Paul hatte sehr wohl bemerkt, dass ihre Stimme bei dieser Äußerung weitaus sanfter klang als anfangs. Ob sie meine Überraschung, als sie den Raum betrat, richtig interpretiert hat? Brigitte gehörte nicht zu den Frauen, die sich über Andeutungen mitteilen. Wenn sie etwas wollte, dann sagte sie das, und wenn sie etwas nicht wollte, dann sagte sie das auch. Nur über ihre unbewussten Reaktionen hatte sie keine Kontrolle.

„Eine kleine Insel, die nichts außer besonderer Schönheit zu bieten hat, ist ganz bestimmt nicht der Ort, wo das große Geld verdient wird“, antwortete Paul. „Ich bin von Beruf Bankier und habe mich in den letzten Tagen über die neuesten Entwicklungen im Bankwesen informiert. Ihr habt hier keine Bank auf der Insel, jedenfalls keine, zu der ihr Zugang habt. Also kann man Bankgeschäfte von hier aus nur über das Internet tätigen, und das auch nur, wenn man einen Computer mit der Telefonleitung verbindet, in einer richtigen Bank auf Korsika oder sonst wo ein Konto eröffnet, über den Computer und die Bank Verbindung mit den Börsen herstellen kann und den Gewinn schließlich zu Fuß auf der Bank abholt.“

„Aha“, lächelte Brigitte, „und ich darf an eurer Sitzung teilnehmen, weil ich das einzige Telefon im Dorf habe.“

„So wurde mir gesagt“, bestätigte Paul mit bierernster Miene. „Und man hat mir gesagt, dass es kein Fehler ist, wenn ich dich zu einem Glas Wein einlade.“ Danach schwieg er ostentativ und schlug die Beine übereinander, zum Zeichen, dass er von ihr eine Antwort erwarte.

„Wie funktioniert das mit dem Internet?“, fragte sie dann nach langem Zögern. Paul drückte ihr ein Glas Weißwein in die Hand und erklärte ihr, dass das Internet alle daran angeschlossenen Computer über das Telefonnetz miteinander verbinde, sofern man für den jeweiligen Computer über einen Provider eine Internetadresse für den Informationsaustausch oder eine Domain für die Homepage gekauft habe. Das koste zwar ein paar Euro im Monat, sei aber billiger als telefonieren. Damit sich das Gespräch übers Telefon nicht mit dem Internet verknuddele, sei das Internet digital und die ursprünglich analogen Gespräche in einer anderen Frequenz digitalisiert. Das könne ein Router, den man vor das Telefon anschließen müsse, leicht auseinanderhalten und das Elektronische in den Computer leiten. Das lässt sich sogar so einrichten, dass ein anderer gleichzeitig telefonieren kann.

„Und wie verdient man damit Geld?“ Brigitte ließ nicht locker.

„Vom Computer aus kann ich über das Internet Kontakt zu meiner Bank aufnehmen und ihr schriftlich mitteilen, wie sie mein Geld anlegen soll oder wann sie Anlagen kündigen und das Geld plus Gewinn auf mein bei ihr unterhaltenes Konto überweisen soll. Die Informationen, wie und wo ich mein Geld am besten anlege, erfahre ich durch Recherchen im Internet.“ Brigitte wirkte nicht so, als ob sie alles verstanden hätte. Trotzdem erkundigte sie sich danach, welche Geldanlagen Paul denn zu kaufen gedenke.

„Im Moment sind Aktien am attraktivsten“, antwortete Paul.

„Das ist doch Teufelszeug!“, entfuhr es Pascal, was Paul veranlasste, die Äußerung mit „Quatsch“, zu kommentieren. „Aktien sind ganz normale Wertpapiere, die keinem Nullsummenspiel unterliegen, sondern stets steigende Gewinne abwerfen, sofern sie von einer seriösen Firma ausgegeben wurden und die Firma nicht pleite geht.“

„Was ist denn ein Nullsummenspiel?“, wunderte sich Pascal und Paul erläuterte, dass zum Beispiel sportliche Mannschaftswettkämpfe meistens Nullsummenspiele sind. „Wenn zum Beispiel beim Fußball die eine Mannschaft drei Tore schießt, dann hat sie ein Plus von drei Toren und der Gegner ein Minus von drei Toren. Addiert man plus drei mit minus drei, kommt null heraus. Für die eine Mannschaft ist der Verlust immer genau so hoch wie für die andere der Gewinn. Beide Mannschaften können nicht gleichzeitig gewinnen. Bei Aktien ist die Sache ganz anders – abgesehen von betrügerischen Firmen oder schlecht gemanagten Firmen. Wirtschaftlich erfolgreich sind Unternehmen nur, wenn sie mehr Geld für das, was sie liefern, einnehmen, als sie für die Herstellung des Gelieferten ausgeben mussten. Das machen sie mit Innovationen, am besten mit Erfindungen. Wenn die Konkurrenz das nicht hat, können sie höhere Preise durchsetzen.“ Nun hielt er eine Pause zum Nachdenken für angebracht und berichtet anschließend weiter: „Wenn in einem Unternehmen etwas erfunden worden ist, braucht das Unternehmen viel Geld, um die Erfindung zur Produktionsreife zu entwickeln. Wenn das Unternehmen in früheren Zeiten nicht genug Geld dafür hatte, nahm es einen Kredit bei einer Bank auf. Konnte der nicht innerhalb der vereinbarten Frist zurückgezahlt werden, weil sich das Produkt langsamer als erwartet verkaufte, übernahm die Bank das Unternehmen und der Erfinder guckte in die Röhre. Es ist auch immer wieder vorgekommen, dass die Bank mit fadenscheinigen Argumenten die Rückzahlung vorzeitig verlangte und dann das Unternehmen schluckte. Als Gegenmittel gegen solche betrügerischen Banken hat man die Aktien erfunden. Und das funktioniert bis heute.“

Paul sah sich um, ob jemand ratlos dreinschaute. Es schien nicht so, weshalb er fortfuhr: „Wenn ein Unternehmer heute Geld für Innovationen braucht, verkauft er seine Fabrik an Privatleute. Der augenblickliche Wert der Firma wird durch die Anzahl der Scheine geteilt, die er drucken lässt und dann kann man ausrechnen, wie viel der einzelne Schein wert ist. Diese Scheine heißen Aktien und müssen nicht zurückgekauft werden. Der Unternehmer ist dann der oberste Angestellte seiner ehemaligen Firma und zahlt allen, die so Scheine besitzen, jedes Jahr einen Betrag als Verzinsung aus, der sich aus dem Jahresgewinn abzüglich Aufwendungen, Investitionen, Gehaltserhöhungen und Steuern errechnet. Diese jährliche Ausschüttung heißt Dividende. Will einer seine Aktien verkaufen, weil er woanders bessere Rendite vermutet, dann muss er die an der Börse anbieten, und wenn einer die dann kauft, besitzt von da an der Neue die Besitzanteile an der Firma. Die Aktiengesellschaft ist nicht verpflichtet, ihre eigenen Aktien zurückzukaufen, weshalb ihr keiner den Kredit kündigen kann, wie das bei Bankkrediten möglich ist. Die Aktien schützen die Firma vor Plünderung durch betrügerische Banken.“

„Und wo ist da der Unterschied zum Nullsummenspiel“, griff Brigitte das Ausgangsthema auf.

„In der Verpflichtung einer jeden Aktiengesellschaft, am Leben zu bleiben. Aktiengesellschaften müssen stets erfolgreich arbeiten, sonst frisst sie die Konkurrenz. Das nennt man Wettbewerb und der zwingt sie zu immerwährender Tüchtigkeit, die sich zum Beispiel in Innovationen zeigt, seien es neue Patente, sei es eine Verbesserung der Unternehmensführung, seien es günstigere Ausgangsmaterialien oder Vorprodukte. Für ihren Schutz vor räuberischen Banken müssen sie ganz schön ran und das führt dazu, dass nicht nur die Dividenden immer ein bisschen höher ausfallen, jedenfalls in guten Jahren, sondern auch dazu, dass der Firmenwert ständig steigt. Solange die Zahl der Aktien gleich bleibt, erhöht sich dadurch der Wert jeder einzelnen Aktie, ohne dass der Aktionär etwas dafür tun muss. Aktien sind normalerweise ein Zugewinnspiel. Jedenfalls, so lange man nicht auf schlecht gemanagte oder betrügerische Firmen hereinfällt. Deshalb sagen die Profis, man soll immer mehrere verschiedene Aktien kaufen, dann ist es nicht so schlimm, wenn ein faules Ei dabei ist. Und wenn man nicht jeden Tag die ganze Welt der Aktien durchforsten will, dann kauft man eben Aktienfonds. Der Fondsmanager packt immer viele verschiedene Aktien in einen Fonds, und wenn ein Blindgänger dabei ist, ist das zwar ärgerlich, aber schmälert den Gewinn nur wenig. Möchte wissen, was dabei Teufelszeug sein soll. Ich habe jedenfalls früher gut damit verdient.“

„So einfach ist das?“, wunderte sich Alphonse und Paul erwiderte: „Nicht ganz. Die Aktiengesellschaft zahlt ja nicht aus Jux und Dollerei hohe Dividenden. Die hat natürlich auch einen Nutzen davon und der sieht so aus: Wenn sie ein viel versprechendes Patent erteilt bekommen hat, sammelt sie das Geld für die Entwicklung bei ihren Aktionären ein. Die können dann Sonderaktien kaufen und damit die Neuerung finanzieren. Sobald die Erfindung mehr Gewinn einbringt, als die Entwicklung gekostet hat, erklärt die Firma diese Aktien zu Normalaktien und auf die zahlt sie dann auch Dividende. So hat die Firma eine sichere Geldquelle und der Aktionär Aussicht auf höheren Gewinn.“